

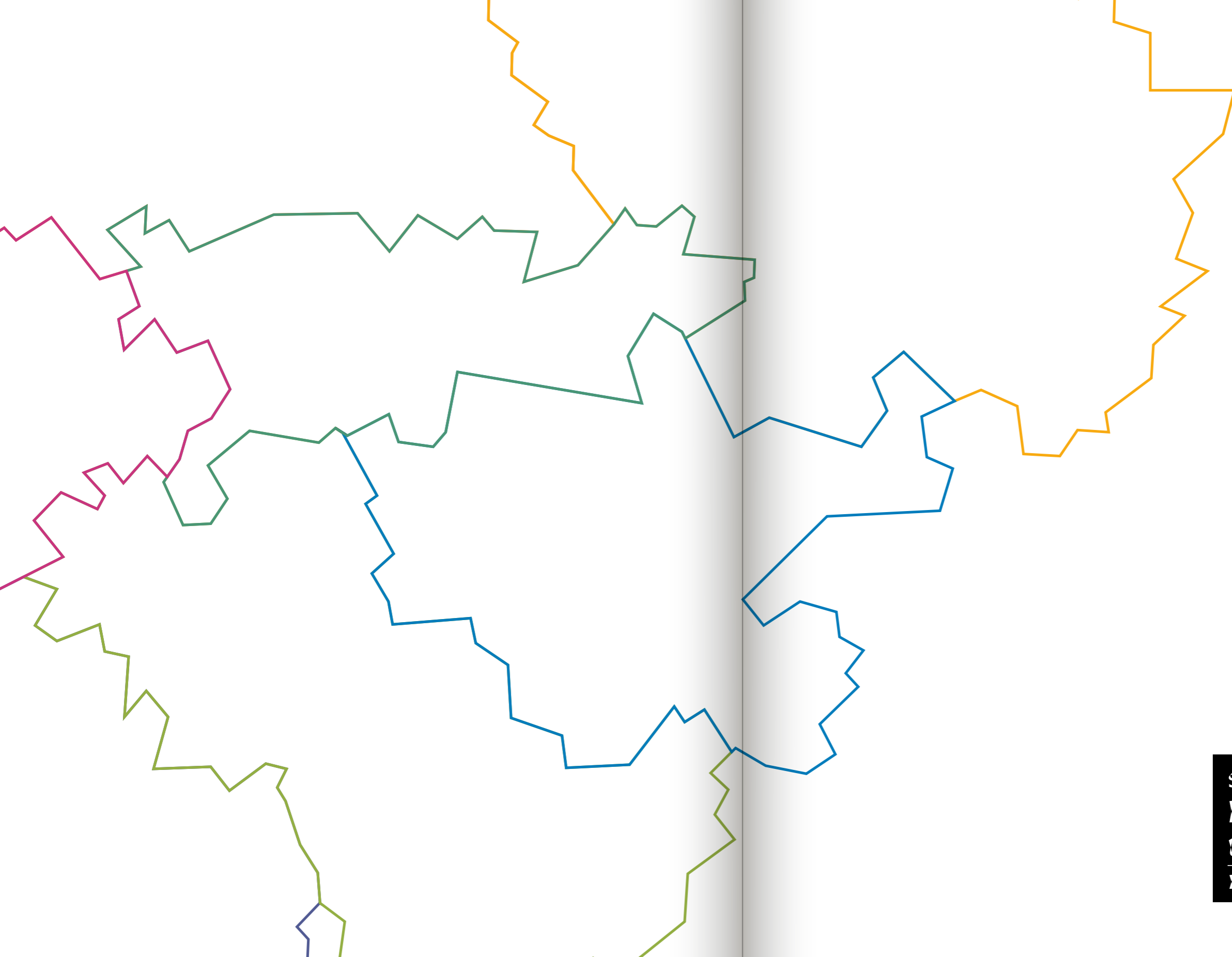


2020

stadt
land
text
n r w

Region Aachen
Bergisches Land
Hellweg
Münsterland
Niederrhein
Ostwestfalen-Lippe
Rheinschiene
Ruhrgebiet
Sauerland
Südwestfalen

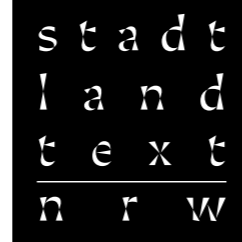
10 REGIONEN AUTOR*INNEN EIN NRW-LESEBUCH



stadt
land
text

n r w

2020



2020

*„Nie habe ich mehr Flieder und Brombeeren
gesammelt als am Rand von Oberhausen.“*

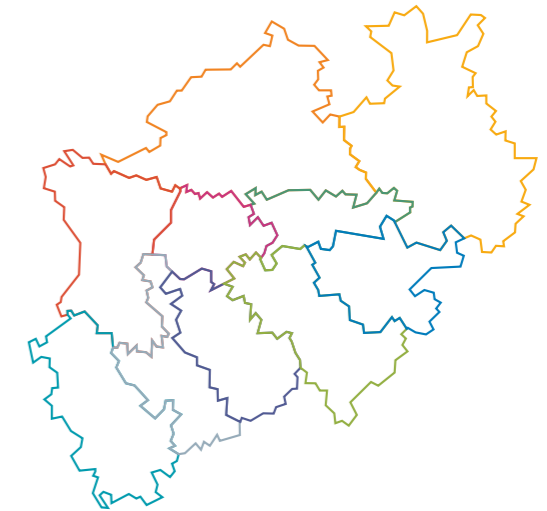
(Annika Stadler, Stipendiatin des Literaturprojektes stadt.land.text NRW 2020)

Liebe Leserinnen und Leser,

es sind die ungewohnten und unerwarteten Perspektiven, die unsere Bilder von Orten in Bewegung versetzen; die uns etwas über diese Orte erzählen – und über den Standpunkt, von dem aus wir für gewöhnlich blicken; und die Fragen aufwerfen – zum Beispiel danach, wo genau der Rand von Oberhausen liegt.

Das landesweite Literaturprojekt stadt.land.text NRW, das 2020 in die zweite Runde gegangen ist, sammelt solche ungewohnten Perspektiven, indem es ortsfremde Schriftstellerinnen und Schriftsteller ihren Blick von außen mitnehmen lässt auf eine viermonatige Feldforschungsreise in einer der zehn Kulturregionen Nordrhein-Westfalens. Es ist Teil der Regionalen Kulturpolitik, dem Instrument der Landesregierung zur Förderung regionaler Kulturprojekte.

Die Stipendienzeit hatte im März gerade begonnen, als nicht nur das kulturelle Leben aufgrund der Corona-Pandemie bundesweit heruntergefahren wurde.



Zahlreiche Festivals und andere Veranstaltungen mussten auch in Nordrhein-Westfalen abgesagt werden, andere konnten auf den digitalen oder den Außenraum ausweichen.

Nicht zuletzt dank der tatkräftigen Unterstützung der gastgebenden Kulturregionen haben die Regionsschreiberinnen und -schreiber dennoch Wege gefunden, ihre Projektideen umzusetzen. Dabei hat sich das Fundament von stadt.land.text NRW bewährt: Da sich die Residenzen zumeist jenseits der pulsierenden Zentren befinden, konnten die Autorinnen und Autoren aus sicherer Distanz und mit gezielten Einzelbegegnungen arbeiten.

Eine Auswahl der literarischen Ergebnisse halten Sie jetzt in Händen. Mit viel Beobachtungsgabe, Empathie, Witz und Ironie nehmen die Stipendiatinnen und Stipendiaten die Kulturregionen, die Menschen, die sie prägen, und nicht zuletzt Corona in den Blick – und uns mit auf eine ungewöhnliche Reise durch Nordrhein-Westfalen in einer alles andere als alltäglichen Zeit.

Isabel Pfeiffer-Poensgen

Isabel Pfeiffer-Poensgen

Ministerin für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen

GRUSSWORT

2 Isabel Pfeiffer-Poensgen
Ministerin für Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen

DAS PROJEKT

6 stadt.land.text NRW 2020

REGION AACHEN

8 Pascal Bovée

BERGISCHES LAND

24 Tilman Strasser

HELLWEG

42 Annika Stadler

MÜNSTERLAND

60 Charlotte Krafft

NIEDERRHEIN

78 Carla Kaspari

OSTWESTFALEN-LIPPE

96 Yannic Han Biao Federer

RHEINSCHIENE

114 Larissa Schleher

RUHRGEBIET

132 Brandstifter

SAUERLAND

150 Justine Z. Bauer

SÜDWESTFALEN

168 Barbara Peveling

IMPRESSIONEN

186 Lesungen, Performances,
Präsentationen

VIRTUELLER TISCH

188 stadt.land.text NRW Chat

stadt.land.text NRW 2020

NRW gibt es nicht im Singular. Das bevölkerungsreichste Bundesland ist eines der kulturell vielfältigsten und widersprüchlichsten unter seinesgleichen – und insofern auch eines der faszinierendsten. Wer der schillernden Pluralität seiner Kulturlandschaften habhaft werden will, sollte beweglich sein. Denn nur wer regelmäßig Blickwinkel, Standpunkte und Ansichten ändert, kann sich ein einigermaßen authentisches Bild machen: ob selbst unterwegs in Stadt und Land oder einfach nur in den literarischen Werken derer, die uns an ihrer künstlerischen Feldforschung teilhaben lassen.

Um eben solche Regionsschreiber*innen geht es in stadt.land.text NRW, dem Residenzprojekt der zehn Kulturregionen und des Ministeriums für Kultur und Wissenschaft in Nordrhein-Westfalen. Vier Monate lang konnten Autor*innen auf literarische Beobachtungsposten gehen, dabei mit ihrem Blick von außen oder durch die Hintertür gekonnt Alltägliches verzaubern und Mythen entzaubern.

So kam Anfang März Pascal Bovée in die Region Aachen, Tilman Strasser ins Bergische Land, Annika Stadler in den Hellweg, Charlotte Krafft ins Münsterland, Carla Kaspari an den Niederrhein, Yannic Han Biao Federer nach Ostwestfalen-Lippe, Larissa Schleher in die Rheinschiene, Brandstifter ins Ruhrgebiet, Justine Z. Bauer ins Sauerland und Barbara Peveling nach Südwestfalen.

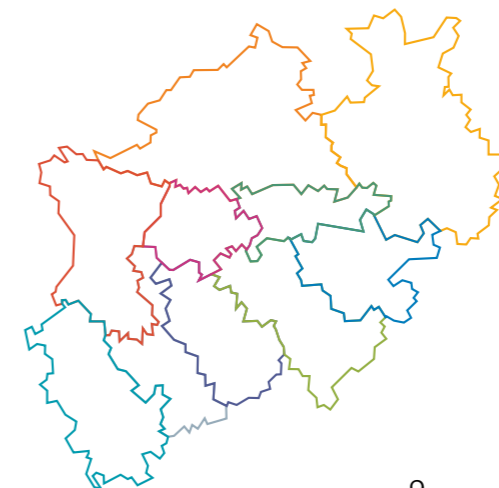
Mit herausragenden Projektideen hatten sie sich erfolgreich für das bundesweit in dieser Form einzigartige Stipendium beworben, das neben Salär und Unterkunft ein facettenreiches Programm vorhält. Literarische Ausflüge in die „Grenzgebiete“ der so unterschiedlichen Kulturräume waren ausgearbeitet. Lesungen, Schreibwerkstätten und Performances sollten die Agenda nach Belieben der Regionsschreiber*innen abrunden, Netzwerktreffen mit Vertretungen der NRW-Literaturszenen stattfinden und ein öffentlicher Leseparcours in der Landeshauptstadt den krönenden Abschluss bilden.

Sollten. Stattdessen galt über Nacht die virale Order *Stay home, flatten the curve* und somit gleich zu Residenzbeginn die erste allgemeine Versicherung zunächst der Familie und den Freunden in der mitunter fernen Heimat.

Trotz der projektwidrigen Umstände stand für die gastgebenden Kulturregionen wie auch Autor*innen zweifelsfrei fest: Wir machen weiter. Unversehens wurden so aus Regionsschreiber*innen Beobachtende einer gesamtgesellschaftlichen Krisensituation und ihre Blogs gerieten teilweise zu Logbüchern, die deren Folgen literarisch kaleidoskopierten, dabei aber nie das ursprüngliche Projektvorhaben – die Erkundung „ihrer“ Kulturregion – aus dem Blick verloren.

Mit beispielloser Kreativität und beeindruckendem Engagement fand Begegnung in „neuer Normalität“ statt, wurde Publizität auf digitale Kulturräume verlagert und ein literarisches Feuerwerk in den sozialen Medien entfacht. So konnten dennoch Utopien angebaut, Land-Zungen gelöst, Alltage verdrahtet, Denkmäler halluziniert, Bibliotheken gesammelt, Vorstadtblümchen getröstet, Ortsränder versäumt, Stadtpläne übersetzt, Widerstände lokalisiert und Atmosphären destilliert werden. Durch ihre vielfältigen künstlerischen Mittel, Medien und (digitalen) Aktionen schufen die Regionsschreiber*innen ein facettenreiches Panorama von Land und Leuten in den zehn Kulturregionen Nordrhein-Westfalens – und zeigten dabei, wie kräftig, bissig, subtil, komisch – und krisentauglich – die junge deutschsprachige Literatur ist.

Aber lesen Sie am besten selbst! Und freuen Sie sich am Ende schon auf die nächste Runde von stadt.land.text NRW in 2022, dann hoffentlich wieder mit einer Vielzahl intensiver Veranstaltungserlebnisse und Ihnen im Publikum.



REGION AACHEN

8

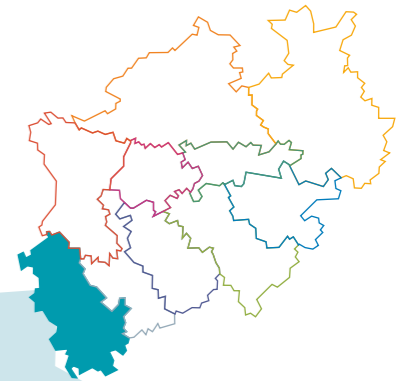
ROHSTOFFE. KARTOGRAPHIE EINER GRENZREGION.

In meinem Projekt Rohstoffe habe ich versucht, die Region Aachen auf literarische Weise zu kartographieren. Das Medium der Karte stand dabei im Mittelpunkt, zunächst in Vergrößerungsstudien historischer Aachen-Abbildungen. Dann nach der Crossmapping-Methode: Ich war mit dem Stadtplan von Immerath, einem Ort, der den Braunkohlebaggern zum Opfer gefallen ist, in der umgesiedelten Neubau-Ortschaft unterwegs. Hier tragen die Straßen dieselben Namen, ergänzt um den Zusatz „neu“.

Schließlich habe ich die vorgezeichneten Karten der Region verlassen, um eine eigene zu entwerfen. Nach dem Vorbild japanischer Reiseskizzen (Haibun) habe ich Eindrücke an 30 Orten gesammelt. Sie finden sich auf meiner Karte der Region Aachen wieder, in Form von Drei- und Fünfecken wie bei Rohstoffvorkommen auf einer ökonomischen Karte. Jedes dieser Symbole steht für ein Gedicht, das an diesem Ort entstanden ist.



PASCAL BOVÉE (geb. 1980) lebt als Autor und Übersetzer für Niederländisch in Essen. Für seine interaktiven künstlerischen Arbeiten und Hörspiele wurde er mehrmals ausgezeichnet. Zu seinen vielfältigen Wirkungsstätten zählen prominente Produktionshäuser: das Choreographische Zentrum NRW PACT Zollverein, das Europäische Zentrum der Künste Hellerau in Dresden, der Bayerische und der Südwestdeutsche Rundfunk sowie das Schweizer Radio und Fernsehen.



THEORIE

Anfang März. Ich weiß noch genau, wo man suchen muss. Die Vermessung beginnt in einem Antiquariat. Der Buchhändler lässt seine Brille am Bügel im Mund baumeln, als er in einer Nische nach alten Karten kramt. „Die hier ist noch gestochen.“ Er überprüft den Vermerk des Kartographen, um das Erscheinungsjahr festzustellen. Der Vermerk fehlt. „Aber gegen 1880 vermutlich.“ Vorne habe er auch noch eine belgische aus dieser Zeit, aber die sei etwas teurer. Er sucht weiter in einem Haufen loser Papiere. Eine Weile tauchen wir beide in die Landschaften ein, die die Macher der Karten hinterlassen haben. Ein Exemplar von 1895, das im Regal zwischen den Lyrikbänden steckt, zeigt den „königlich-preußischen Forst“ von Aachen, Düren und Montjoie. Einzelne Bäume sind mit Namen verzeichnet: Kaiserbuche. Napoleonseiche. „Am Kirschbaum“

steht an einer Straße am unteren Rand, die nach Norden führt. Die Abzweigung von dort nach Nordosten sieht aus wie ein Ast. Die Höhenlinien, die sich darum winden, wie Zweige. Jedenfalls wenn man die Karte als Lyrik liest. Für 35 Euro kaufe ich einen Stapel historischer Karten. Eine belgische von Malmedy bekomme ich geschenkt. Ihr fehlt die Legende. Überhaupt sind mehrere der Karten Fragmente. Eine ist die linke, herausgerissene Seite aus einem französischen Atlas. Der Osten fehlt. Oder folgte auf der rechten Seite im Atlas etwas anderes? Auf einer Rad- und Wanderkarte von 1910 hat jemand mit Kugelschreiber einen Weg ergänzt, der über den Kartenrand hinausgeht. Durch die blaue Mine des Stiftes wirkt er wie ein Fluss. An seinem Ende ist, vorsichtig oder schon ausgeblichen, ein Kreuz gesetzt. Ist das die Quelle? Ein Treffpunkt? Das, was die Karte nicht mehr abbildet, scheint bedeutender als das, was sie zeigt.

Für mich hört sich alles französisch und flämisch an, ob es um Strahlenschutz, Viren, um leere Regale geht. In einer anderen Sprache möchte ich davon erfahren. In meinen vier Wänden, drei leeren Etagen, zwei Welten (Skype/Zoom) gilt eine nicht überprüfbare Theorie: X sei keine reelle Zahl, nicht ökonomisch, kein Datum, nach dem wir fahnden. X sei ein Hashtag für alles Verschwindende oder der Ort, wo der Schatz nicht mehr liegt. Noch nie lag. Hinter dem Kartenrand lauern Gewissheit und Löwen auf uns.

TERMIN- KALENDER

Fr, 13.03.

Ich wäre heute zu einer Vernissage ins Ludwig Forum gegangen. Das heißt, ich war dort, denn ich wohne gerade in dem Museum. Neben den üblichen Verdächtigen hätte ich Coco getroffen, einen Teenager, der etwas gelangweilt vor einer alten Röhrenfernseher-Installation gesessen hätte. Wir hätten dieselben Schuhe getragen. Hohe weiße Turnschuhe. Ich kam mir damit gleich etwas albern vor nach dem Kauf. So gewollt jugendlich. Aber der aggressive Rap über die Shop-Lautsprecher hat mich verrückt gemacht, also habe ich gleich gesagt, die passen super und bin schnell zur Kasse.

„Haben sich die Verkäufer bei dir auch nachher abgeklatscht? So mit den Schuhen?“, hätte ich Coco gefragt. Er hätte gegrinst und ich hätte dabei versucht so zu tun, als würde mir seine Zahnsperre nicht auffallen. Ich hätte erfahren, dass das hier die Vernissage seiner Mutter ist.

„Mein Sohn würde nicht mit zu meiner Lesung kommen.“

„Hast du noch mehr Kinder?“

Nein. Ich habe auch keinen Sohn. Ich stelle mir das vor, denn ab jetzt ist alles Konjunktiv.

So, 15.03.

Im Theater hätte ich die Jungfrau von Orléans gesehen. Nach der Vorstellung wäre ich einer alten Dame begegnet, die im Seniorenheim in Euskirchen lebt. Im Foyer hätten wir uns bekannt gemacht.

„Ich bin Johanna.“

„Wirklich?“

„Nein, aber in dieser romantischen Tragödie. Kann ich Sie auf ein Gläschen einladen?“

„Ich trinke eigentlich gar keinen Alkohol mehr.“

„Ich auch nicht. Trotzdem?“

„Naja, ein Gläschen wird schon in Ordnung sein.“

Mi, 18.03.

Ich wäre in den Salon der Barockfabrik gegangen, zweite Etage. Hier hätte heute der offene Lyriktreff des Literaturbüros stattgefunden. Eine gute Gelegenheit, um über mein noch etwas holpriges Tiergedicht „Dax“ zu sprechen. „Es steht in der Tradition der visuellen Poesie“, hätte ich vorher etwas wichtigtuerisch angemerkt. „Dax bildet die sogenannte L-förmige Krise der Börse im Schriftbild ab.“ Eine anwesende Dichterin hätte meine Laxheit im Umgang mit dem Versmaß kritisiert. Ich hätte spontan viel genickt und ihres gelobt in einem Daktylus, der sich gewaschen hat.

Fr, 20.03.

Ich wäre zu dem Flohmarkt nach Liège gefahren, den mir der Antiquar aus dem Aix Libris empfohlen hat. Dem bei der Kirche Saint-Pholien. Bei einem alten Ehepaar hätte ich eine Motown-Platte gekauft, obwohl ich im Ludwig Forum gar keinen Plattenspieler habe. Aber das Foto auf dem Cover hätte mir gefallen. Vier Sängerinnen in Anzügen mit Schlaghosen, blauen Krawatten, breitem Lächeln, schön für die Küchenschranktür. Nachher wäre ich noch diese lange, lange Treppe hochgegangen. Das wollte ich schon vor Jahren tun, als ich das erste Mal in Lüttich war. Damals war mir das aber zu anstrengend. Jetzt in der Vorstellung ist es viel leichter.

Mi, 24.03.

Bei mir vor der Tür des Ludwig Forums würde wie laut Plan jeden Mittwoch der Hop-on-/Hop-off-Bus ins Dreiländereck fahren. Ich hätte neben Yukiko gesessen. „Schöner Name. Ist das japanisch?“ Auf die Frage hin hätte sie mich kritisch angesehen und danach nur noch aus dem Fenster geschaut. Auf dem Baudouin-Turm am Drielandenpunt hätte ich von oben Baumspitzen betrachtet. In einem Podcast über diesen Ort habe ich gehört, dass man von hier oben sehen kann, wo mal der Zwergstaat Neutral-Moresnet gelegen hat – ein Dreieck zwischen Deutschland, Belgien und den Niederlanden, das hier seinen spitzen Winkel hatte. Ein Gerücht besagt, das Land sei entstanden, weil es an einem Verhandlungstisch mit den Vertretern Preußens und der Niederlande einen zu breiten Stift gegeben habe, um eine akkurate Grenze zu ziehen. Unter der dicken Linie, die sich so ergab, verbarg sich dann dummerweise ein wertvolles Zinkvorkommen. Später einigte man sich, dass dieses Land keinem gehören soll. Der Wald hier in Neutral-Moresnet, das nach dem deutschen Einmarsch 1915 seine Souveränität verlor, ist älter als der in seinen damaligen Nachbarländern. Deshalb existiert das Niemandsland von hier oben noch, als Dreieck aus Bäumen. Ich hätte ein sehr schönes Foto davon gemacht, schöner als das auf Google Maps und es gepostet.

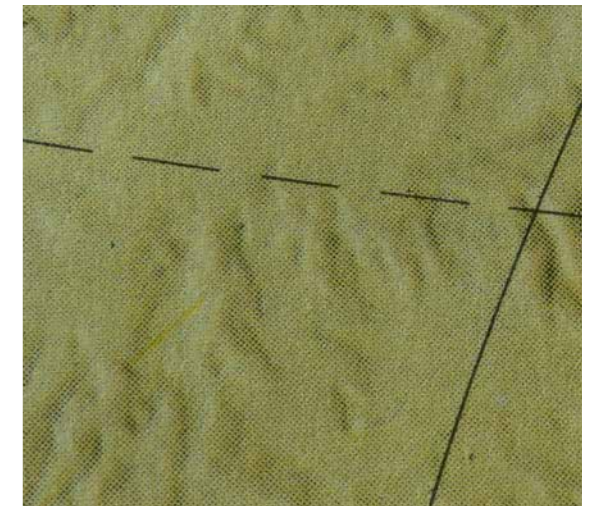
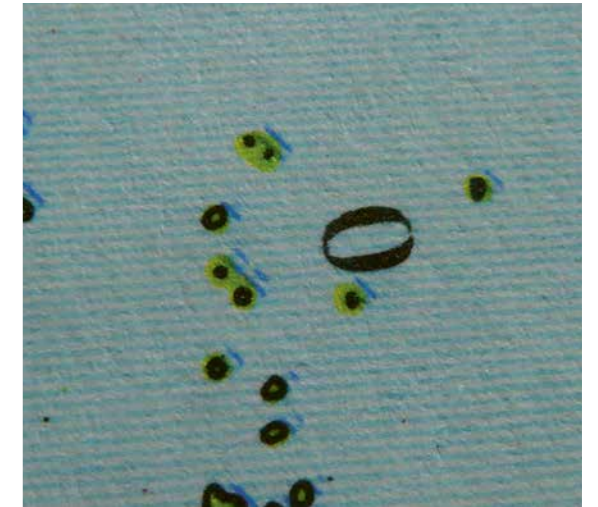
Fr, 27.03.

Bei diesem Wetter wäre ich auf die Stehtribüne gegangen. Zum Heimspiel der Alemannia. Ein guter Platz, um Menschen aus der Region, über die ich hier schreiben möchte, kennenzulernen. Jan und Carolin, ein Ultra-Pärchen aus Würselen, hätten mich auf eine Stadionwurst eingeladen. Caro ist Elektrotechnikerin und Jan arbeitet in der Aachener Arbeitsagentur. „Einen Autoren hatte ich letzts auch vor mir sitzen. Netter Kerl, aber schwer vermittelbar.“ Ich hätte lieber über Caros Tattoo-Pläne gesprochen. Sie überlegt gerade, noch ein zweites auf der Schulter zu machen. „O Tivoli, Sweet Tragedy, wie findest du das?“ Aber sie weiß noch nicht, in welches Studio. Ich hätte ihr den Tätowierer meines Bruders empfohlen. „Wenn dich nicht stört, dass der Schalker ist.“ In den nächsten Monaten hätten Caro, Jan und ich uns angefreundet. Es hätte weitere Würste bei ihnen im Garten gegeben. Und selbstgebrautes belgisches Bier von Jacques von den Ultras.

Mi, 01.04.

Ich hätte einen Text darüber geschrieben, was ich alles getan hätte, wäre die Vernissage nicht ausgefallen. Das wäre kein Scherz gewesen.

Bei diesem Wetter wäre ich auf die Stehtribüne gegangen. Zum Heimspiel der Alemannia. Ein guter Platz, um Menschen aus der Region, über die ich hier schreiben möchte, kennenzulernen. Jan und Carolin, ein Ultra-Pärchen aus Würselen, hätten mich auf eine Stadionwurst eingeladen.



TIERGEDICHT

I
c
h
h
a
b
e
n
u
r
e
i
n
e
Z
i
m
m
e
r
a
n
t
e
n

e, kann mit Apps nicht richtig flirten. Ich schreibe Dachs lieber nicht mit x.
Dies ist ein Tiergedicht.

Ich habe Schnee auf dem Bildschirm,
während du nagend im Schmelzwasser frierst,
hinter den Dämmen aus Klopapier-Gags,
Nachfragepolitik, stell dir vor,
über das Gitter zu klettern,
ins leere Stadion
einen Aprilscherz zu rufen.
Der Röhrenfernseher, mein Therapeut,
fragt mich, was meine Signalquelle ist.

ROTONDE

Im Imbiss dreht sich ein
Fleischspieß ohne Verkäufer.
Du siehst ihm eine Weile zu,
lässt den Motor mitdrehen.
Die Scheinwerfer leuchten in
den geschlossenen Media Markt.
Europa ist eine Palette. Im
Eingang des Elektronikmarkts bis
an die Decke gestapelt wie eine
Barrikade. „Welkom! Willkom-
men!“ steht auf dem Schild, das
darüber hängt. In welcher
Sprache würden wir will-
kommenheißen ohne den
Warenverkehr? Du verlässt den
Parkplatz, biegst auf die
Neustraße. Auf dieser Straßen-
seite nennt sie sich so, auf der
gegenüberliegenden heißt sie
„Nieuwstraat“. Die Mittellinie ist
hier eine gestrichelte Grenze
wie auf einer politischen Karte:
nicht fix, will man dir damit
sagen. Das war sie auch lange

nicht, 700 Jahre lang waren
Herzogenrath und Kerkrade die-
selbe Gemeinde, dann kam Preu-
ßen mit seinen Soldaten und
dann einem Drahtzaun. Glaubst
du dem apokalyptischen Kom-
mentar gestern im Radio, wird
die weiße Linie hier in der Mitte
bald wieder durchgehend sein.
Du wechselst die Straßenseite.

Was heißt Straßenverkehrs-
ordnung auf Niederländisch? Gilt
hier dieselbe? Und was heißt:
Ich hab die Papiere vergessen.
„Geen identiteit?“ Nein, mehrere,
drei oder vier. Du bist eines der
Wohnmobile, die hier in den Ein-
fahrten stehen. Sie parken auf
deutscher Seite. Eine Kneipe
gegenüber in Kerkrade würde dir
Warsteiner ausschenken in
einem anderen Frühling. Ein Zapf-
hahn sagt: Trink heute besser
Benzin, billiger kann es nicht

werden. Aber kein Euro 95, kein
Warsteiner lohnt sich zu tanken
an diesem Abend, sonst ist
niemand hier.

Dein Autofenster kurbelst du
runter, drehst die Musik auf.
Ein Lied mit Trompeten hast du
dir mitgebracht, auf einer CD
namens „Festmärsche“. Es ist der
Versuch, dich zurückzusetzen
nach 1954. Damals soll hier
Goldene Hochzeit gewesen sein.
Ein Festumzug lief bis zur
Kerkrader Kirche, Musik machen
durfte er nicht, nach nieder-
ländischem Recht. Nicht vor
zwölf jedenfalls, und so ist ein
Verein mitgelaufen auf
Neustraßenseite, die durfte.
Inzwischen waren die
Deutschen mit Posaunen und
nicht mehr Gewehren bestückt.
Sie wussten das endlich wieder:
Feiern geht nur zusammen.



Die Kirche, die du siehst, ist in rote Klinker gekleidet, wie für die Hochzeit. Nach der goldenen 1954 gab es noch eine: 1998, die gestrichelte zwischen Herzogenrath und Kerkrade, die heute zu einer Kommune verheiratet sind. Diese Kirche könnte sich in dem roten Kleid in den Niederlanden überall so sehen lassen. Aber sie war es wohl nicht, zu der 1954 der Umzug gezogen ist, sie steht in Herzogenrath. Goldene Hochzeit fällt schwer heute Abend, also biegst du zurück auf die Straße.

Let op, fietsers, doch niemand ist auf dem Radweg, nicht auf dem Trottoir und lang ist die Neustraße, wenn man nur 30 fährt und aus dem Fenster sieht. Nach Unterschieden suchend, die es noch gibt links und rechts, weil man sie finden will: Identität. Im Kreisverkehr, der diese Straße abschließt wie ein Sektkorken, gehst du dann hupend aufs Gas. Dreimal, viermal mit Schampus im Kreis, Niederlande, Deutschland, Niederlande. Wie viele Grenzübertritte kannst du so machen, als Ein-Mann-Festgesellschaft in einer Minute Rotonde? Dann nimmst du die Ausfahrt, aus der du gekommen bist, wieder die Nieuwstraat herunter. Noch einmal vorbei an der Kirche im roten Kleid, am Bushalteshäuschen, das Festgäste auffordert: Stay safe! Benutzt Kondome! Keiner liest es, auch in Lewon's Fight Club ist niemand, der an diesem Abend Kontaktsport übt. Umeinander tänzeln, das machen wir heute nur in Gedanken. Wir fahren Kreisverkehr.

APRIL IN ZÜLPICH

Ich, das Chamäleon,
war nirgends zu sehen,
krallte mich fest auf der Karte.
Ich roch das Nichts,
ich vermied die Nähe
und schlüpfte in die Worte,
die Städte waren,
Länder, Meerengen, Gebirge.
Ich suchte auf meinen Streifzügen durch
Buchstabenketten
einen Millimeter Morgengrauen,
eine winzige Falte Zuhause.
Eine dünn eingezeichnete Straße führte dorthin.

nach Michael Wallner: „April in Paris“

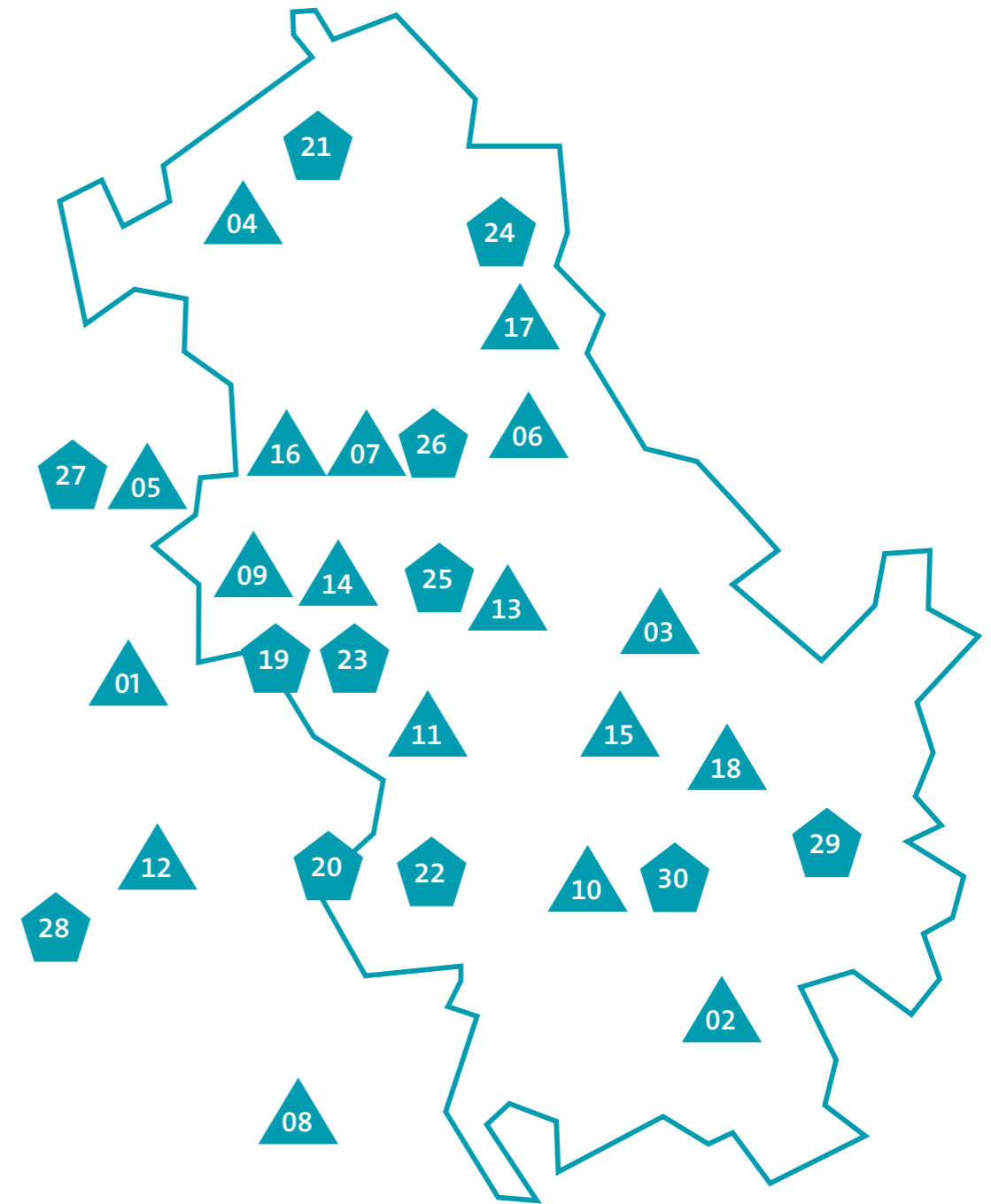
ROHSTOFFE. KARTOGRAPHIE EINER GRENZREGION.

HAIKU

- 1 // Vaals, Wilhelminaturm
- 2 // Scheven, 1. Europäischer
Licht- und Klangbahnhof
- 3 // Düren, Kosmetikstudio
- 4 // Nachbarheid, Picknicktisch
- 5 // Heerlen, Rotonde Kruisstraat
- 6 // Jülich, Hochsitz an der A44
- 7 // Baesweiler, Carl Alexander Park
- 8 // Elsenborn, Truppenübungsplatz
- 9 // Aachen, Ludwig Forum, Künstlerwohnung 2B
- 10 // Einruhr, Obersee
- 11 // Roetgen, Industriegebiet
- 12 // Lüttich, Gare Liège-Guillemins
- 13 // Inden, Indemann
- 14 // Aachen, Europaplatz
- 15 // Gey, Grill- und Spielplatz
- 16 // Baesweiler, Carl Alexander Park
- 17 // Jackerath, Fußballfeld
- 18 // Kreuzau, Rurtalradweg

TANKA

- 19 // Aachen, Elisenbrunnen
- 20 // Forsthaus Oberweser bei Konzen
- 21 // Heinsberg, Lago Laprello
- 22 // Simmerath, Hauptstraße
- 23 // Aachen, Shopping Mall Aquis Plaza
- 24 // Immerath (alt), Autobahn
- 25 // Langweiler (neu), Niedermerz
- 26 // Baesweiler, Carl Alexander Park
- 27 // Heerlen, Antiquariaat Coriovallum
- 28 // Lüttich, Montagne de Bueren
- 29 // Merzenich, Spargelfeld
- 30 // Einruhr, Obersee



HAIKU

- ▲ 01 //
Dreiecke zeichnen
wie ein Insekt in der Luft.
Kelmis von oben.
- ▲ 02 //
Blau strahlt das Fenster.
Eine Trompete
sagt Regionalbahnen an.
- ▲ 03 //
Miss Charisma fegt
im geschlossenen Laden.
Eine Wimper wegpusten.
- ▲ 04 //
Heuhaufen. Suchen
nach dem verblassten
„e“ auf dem Ortseingangsschild.
- ▲ 05 //
Spook van een kat die
achter de dennen schuilt. Jij
zit te glimlachen.
- ▲ 06 //
Rot liegst du da
hinter der Lärmschutzwand.
Angefahrener Himmel.
- ▲ 07 //
Adidas-Jumper,
Zupfen am Seidenkopftuch.
Mit Wipfeln tanzen.
- ▲ 08 //
Kanadagänse
über dem Truschbaum.
Übung in V-Formation.
- ▲ 09 //
Die Jalousie ist verknickt.
Man sähe, ginge sie auf,
Kirschbäume blühen.

▲ 10 //
In den See stechen
die Fichtennadeln.
Sein Spiegelbild trinkt ein Hund.

▲ 11 //
Staub auf dem Kunstbaum
beim Seidenblumen-Import.
Moos wächst im Citroën.

▲ 12 //
Gespanntes Zeltdach
über dem Thalys.
Schilf, das beim Warten zuhört.

▲ 13 //
Ostwärts bewegt sich
das Nichts. Ein Kind winkt
dir und dem Roboter zu.

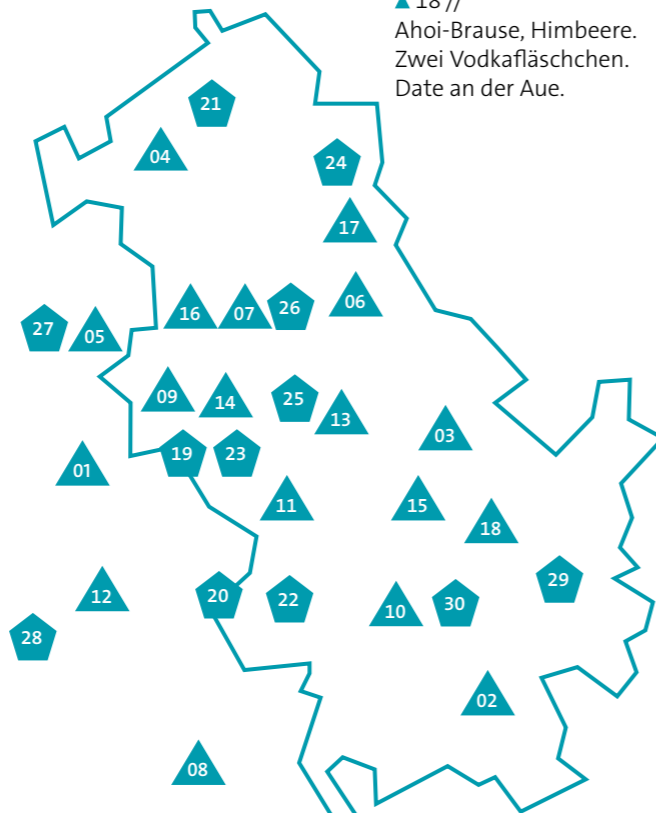
▲ 14 //
Hier fällt der Regen
von unten. Ein Springbrunnen
selbst für die Autos.

▲ 15 //
Roter Revolverring aus
Plastik und Krümel
von Hall liegen rum.

▲ 16 //
Auf Asphalt rauschen
Inline-Skates. Schilf, das sich biegt
wie du vor Lachen.

▲ 17 //
Pfeifende Stille
auf einem Sportplatz.
Windräder rechts, links Birken.

▲ 18 //
Ahoi-Brause, Himbeere.
Zwei Vodkafläschchen.
Date an der Aue.



TANKA

- ◆ 19 //
Plastiktüten auf Marmor.
Ich hab das gleiche
Shampoo von Netto.

Bei 53 Grad wäscht
sie sich die Haare damit.
- ◆ 20 //
Die Red-Bull-Dose
rollt auf die L285.
Energie sammeln

im Hohen Venn. „Vos déchets,
remportez-les avec vous.“
- ◆ 21 //
Een blauwe druppel
die Italiaans klinkt.
Op de kade parkeren

in een Golf. Golven en wij
zwemmen alleen op de kaart.
- ◆ 22 //
Die grünen Wände
schlucken die Sprache.
Den Serpentina folgen.

Du fragst dich, was verstecken
Simmeraths hohe Hecken.
- ◆ 23 //
Spitze Dreiecke.
Gegen die Wand aus Meerblau
presst sich ein Junge.

Angst haben vor einem Hai,
der durch die Selfiebox schwimmt.
- ◆ 24 //
A44,
das Windrad singt schief
vor dem Braunkohlekrater.

Wie die Betonbrücke scherzt,
liest du mir laut vor. „J'existe.“

◆ 25 //
Beiger Fleck in der
Jülicher Börde.
Ein Traktor schenkt uns mehr Zeit.

Pferde, die gähnen und ich
zeichne mit Bleistift ein „L“.

◆ 26 //
Die Fäden bewegt
ein Puppenspieler im Off.
Vor dem schwarzen Bug

schaukeln. Hinter den Wellen
in die Grashalme getaucht.

◆ 27 //
Twee vrouwen lopen
te appen, botsen
achter je met hun hoofden

tegen niets. Kijk naar jezelf.
De etalageruit liegt.

◆ 28 //
Vom Regen graue Steine.
An einer Haustür
sich unterstellen,

dass man auf gar nichts wartet.
Wasser fließt Stufen hinauf.

◆ 29 //
Motorradhelme
weiß wie der Spargel.
Von der Straße abbiegen

in die Felder. Uns sieht hier
nur der 5G-Mast liegen.

◆ 30 //
Die Blumenkästen sind voll,
leer die Terrassen.
Der Kellner spannt sich

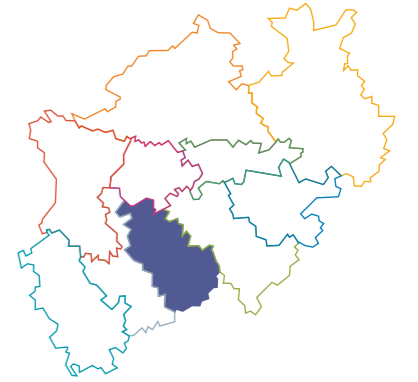
den gelben Sonnenschirm auf.
Schatten fällt schneller als Licht.

BERGISCHES LAND

24

LAUSCHLANDSCHAFT

Die Idee: Eine Region porträtieren über die Menschen darin. Das Bergische Land interviewen durch Interviews mit seinen Bewohner*innen. Die Stimmen der dort Lebenden verdichten zur lebendigen Stimme des Landstrichs, die Geschichte der Gegend auffächern in die Geschichten von vor Ort. Möglichst viele, möglichst diverse. Die Idee also: Mit den Leuten sprechen, von der Zufallsbekanntschaft übers arrangierte Treffen bis zum Gespräch aus offiziellem Anlass. Herumstreifen mit offenen Ohren. Erlauschen, was sich erlauschen lässt, zuhören, mitschreiben, nachhören. Die Idee also wirklich: Das Bergische Land abhören.



TILMAN STRASSER (geb. 1984) hat nach seinem Studium in Hildesheim für verschiedene Film- und Fernsehproduktionsfirmen als Storyliner und Entwickler gearbeitet. Heute ist er als freier Autor und Literaturvermittler in Köln zu Hause. 2015 erschien sein Roman „Hasenmeister“ im Schweizer Salis Verlag.

DIE JÄGERS

Wir wohnen neben den Jägers. Die sind nett. Kennst du die Frau Jäger? Die fährt einen BMW. In Blau. So einen will ich auch mal fahren. Ich kauf ihr den ab. Ich hab ihr schon mal ein Angebot gemacht. Hast du Instagram?

Die Jägers haben drei Autos. Deshalb muss immer eines draußen stehen. Weil, es passen nur zwei in die Garage. Wie bei uns. Da passen auch nur zwei in die Garage. Wir haben aber nur eins. Ein Auto. Einen Volvo V70! In Silber. Der kann 190 PS und 200 km/h. Wieviel kann dein Auto?

Mein Papa sagt, wir brauchen nur ein Auto. Weil, er fährt damit zur Arbeit. Und wenn er wieder da ist, fährt meine Mama damit zum Markt. Da darf ich mit. Manchmal fährt sie mich auch zum Sport. Ich bin im Judo! Ich hab schon den gelben Gurt. Soll ich dir zeigen?

Ich hab Judo in Solingen. Mama sagt, es gibt kein Judo bei uns, deshalb muss ich nach Solingen. Weil ich unbedingt Judo machen will. In Solingen haben wir Judo bei Sensei Günther. Der ist nett, aber streng. Und nicht so nett wie Frau Jäger. Weißt du, wo Solingen ist?

Hast du ein Smartphone? Dann kann ich dir zeigen. Wenn Mama mich nach Solingen fährt, brauchen wir siebzehn Minuten. Mein Papa braucht nur fünfzehn Minuten, hat er gesagt. Aber

Papa fährt mich nie nach Solingen, weil er da noch arbeiten muss. Weil er auch zuhause arbeitet. Papa arbeitet zu viel.

Frau Jäger arbeitet auch. Deshalb hat sie auch ein Auto. Papa sagt, ich kriege auch ein Auto, wenn ich arbeiten gehe. Frau Jäger ist Zahnärztin von Beruf. Sie hat gesagt, wenn ich mal einen schwarzen Zahn hab, kann ich zu ihr in die Praxis kommen. Die Praxis von der Frau Jäger ist auch in Solingen.

Ich hab aber noch keinen schwarzen Zahn. Soll ich dir zeigen? Cheeese. Das ist Englisch und heißt Käse. Das müssen wir immer sagen, wenn wir ein Klassenfoto machen. Aber der Nikolas sagt immer Marmelaaade. Wie in dem Witz mit dem Frosch. Kennst du den? Kann ich dein Smartphone mal haben? Hast du schon schwarze Zähne? Sag mal Cheeese!

Ich bin bei Doktor Wuttke. Aber ich will lieber zur Frau Jäger. Das hab ich dem Papa auch gesagt. Wenn ich bei der Frau Jäger bin, kann ich vielleicht auch mal mit ihrem Auto mitfahren. Der Frau Jäger

Das ist voll schön da. Aber man muss noch laufen, wenn man da ist. Weil, man kann mit dem Auto nicht ganz hochfahren. Da ist keine Straße. Aber voll schön. Willst du mal mitfahren? Ich kann fragen!

ihr BMW kann 220 PS und 243 km/h. Bist du schon mal 243 km/h gefahren?

Wenn du Instagram hast, kann ich dir den zeigen. Meine Schwester hat den fotografiert. Ich darf noch kein Instagram haben. Wenn ich ein Smartphone hätte, würd ich als erstes Instagram machen, und dann Tik Tok. Da gibt's alle Songs. Ich würd auch nach Solingen ziehen. Wohnst du in Solingen? Ich würd nach Solingen ziehen. Weil, in Solingen gibt's auch Döner. Der Nikolas hat gesagt, dass er immer Döner mit seinem Papa essen geht. Der hat gesagt, er nimmt immer mit Scharf. Das glaub ich aber nicht. Mit Scharf ist krass! Ich hab

auch mal mit Scharf genommen. Meine Mama hat gesagt, wenn man Döner isst, muss man sich besonders gut die Zähne putzen. Der Nikolas kriegt bestimmt schwarze Zähne. Der hat auch schon ein Smartphone. Das ist aber zu früh. Ich muss jetzt los.

Warst du schon mal Dhünntalsperre?

Da fährt mein Papa in zwanzig Minuten hin. Hat er gesagt. Mit dem Volvo. Viel-

leicht einundzwanzig! Das ist voll schön da. Aber man muss noch laufen, wenn man da ist. Weil, man kann mit dem Auto nicht ganz hochfahren. Da ist keine Straße. Aber voll schön. Willst du mal mitfahren? Ich kann fragen!

Ich hab Frau Jäger auch gefragt. Die kommt mit. Wir fahren Samstag oder Sonntag. Das kommt aufs Wetter an. Wenn es regnet, hab ich Frau Jäger gesagt, dass sie das Auto auch bei uns reinstellen kann. In die Garage. Sonst rostet das ja. Ist ja Metall. Ich mach später mal was mit Autos. Ich muss jetzt los.

Frau Jäger hat gesagt, dass das mein Papa sicher nicht erlaubt. Weil das ja unsere Garage ist. Aber ich kann fragen! Tschüüüß! Marmelaaade!

DER TOD



Verstorbene blieben im Bergischen früher in der guten Stube. Die war eigentlich nur für Weihnachten da. Oder wenn Gäste kamen. Sonst wurde die gar nicht geheizt.

Aber wenn die Großmutter gestorben war, dann lag sie dort mehrere Tage. Dann konnte ich hingehen und begreifen, dass da nichts Schlimmes geschah. Dass die nicht am Schlafen ist, ich also keine Angst vor dem Schlafengehen zu haben brauche. Ich konnte fühlen, wie ihre Hand kalt wurde. Aber auch, dass die Person ganz entspannt ist. Das liegt in der Natur der Sache.

Und das Haus war voll mit Menschen. Nicht so wie heute, wo das Haus plötzlich leer ist und still, und alle Angst haben, etwas falsch zu machen. Damals ist man aufeinander zugegangen, wenn jemand gestorben war. Das ist ein urchristlicher oder abrahamitischer Gedanke, das sieht man heute noch im Islam, im Judentum.

Wir beerdigen, wo und wie jemand das möchte. Vor Kurzem sind wir mit einem Verstorbenen im Brauhaus gewesen zur Trauerfeier. Bei einer anderen haben die Kinder die komplette Modelleisenbahn des Vaters im Keller wieder aufgebaut.

Die Kinder vom Tod fernhalten? Halt ich wenig von. Kinder sind wie Unkraut, die wachsen und sind nicht kaputt zu kriegen, ne? Das hat meine Großmutter immer gesagt. Gut, die hat auch gesagt:

Die Kinder vom Tod fernhalten? Halt ich wenig von. Kinder sind wie Unkraut, die wachsen und sind nicht kaputt zu kriegen, ne?

Früher haben wir die Kinder auf dem Feld bekommen und dann ging die Ernte weiter.

Aber ich finde wirklich: Kinder sind perfekte Trauerbegleiter. Und sie kriegen ja sowieso alles mit. Die merken, da ist etwas geschehen. Und wenn sie nicht mitdürfen, zur Trauerfeier, dann fangen die an zu fantasieren. Was ist da passiert? Hab ich was falsch gemacht?

Ich kenne so viele Berichte von Menschen, die als Kind nicht mit der Materie in Berührung gekommen sind. Und als sie dann doch mal auf einen Friedhof kamen, mussten die lachen. Und die ganze Gemeinde guckt die dann böse an, ne? Dabei haben sie sich nur vorgestellt, was der Opa von dem Trara gehalten hätte.

Ich habe vier Kinder. Als mein Vater gestorben ist, haben wir ihn nochmal nachhause geholt. Und mein Zweitältester, der war damals noch klein, wäre ihm am liebsten auf die Schenkel geklettert, wie er das immer gemacht hat. Allein, in den Sarg gelassen haben wir ihn nicht. Doch er hat alles da drin untersucht, ne? Irgendwann wollte er dann wieder spielen oder etwas Süßes oder was Kinder so wollen. Und später kam er auf einmal mit einem dieser Plastikpferdchen wieder, die er so gern mochte. Und hat das dem Opa dazugelegt. Wir sind auch schon häufig von Kindern

angesprochen worden, ob sie hier ihren nächsten Geburtstag feiern könnten. Was wir als großen Zuspruch empfinden, für ein Bestattungshaus. Wir haben hier jedes Jahr etwa 20.000 Besucher. Jeder kann sich frei auf dem Gelände bewegen, abgesehen von den Räumen, wo die Verstorbenen anderer sind. Vor zwei Jahren haben wir die Menschen eingeladen, uns ihre schönsten Liebeslieder zu nennen. Wir bekommen immer Anfragen von Leuten, die Listen mit Beerdigungsliedern von uns möchten, ne? Aber wir haben lieber nach Liebesliedern gefragt, und die haben wir dann auch auf der großen Bühne gespielt. Zu dem Sommerkonzert waren zweieinhalbtausend Menschen hier. Vor der Bühne, hinter der Bühne, die haben sich mit Picknickdecken in den Wald gesetzt, und dann wurden die Liebeslieder von einer Coverband und einer Karnevalsgruppe interpretiert. Da waren welche von Helene Fischer dabei, man kann sich natürlich streiten, ob das dann Liebeslieder sind, ne? Aber auch von den Blues Brothers, aus „Die Schöne und das Biest“, natürlich kölsche Klassiker, die Leute haben getanzt. Haben einen schönen Tag verbracht. Und wenn jemand aus dieser Stimmung

heraus überlegen will: Wie soll es sein, wenn ich mal auf den Friedhof muss? Dann kann man uns jederzeit ansprechen.

Aber wir können natürlich nur sprechenden Menschen helfen. Und müssen dann Wege finden, ihnen nahezukommen. So ein Bestatter kann sich das Leben ja auch supereinfach machen. Indem er drei Fragen stellt:

1. Wollen Sie eine Feuer- oder Erdbestattung?
2. Welcher Friedhof? und
3. Wollen Sie Gäste dabei?

Dann sucht man sich noch ein paar Sachen aus dem Katalog aus, kriegt einen Termin von der

Friedhofsverwaltung vorgesetzt, die Kirche stellt den Pfarrer, zack, fertig.

Deshalb sind wir lieber woanders, wo wir die Zeiten selbst bestimmen können. Und wir machen den Leuten klar, dass sie etwas tun können, was sie gern tun würden, statt das „Was muss ich denn machen?“ im Kopf zu haben. Die Tendenz der Leute ist erst einmal, total aufgeregt zu sein. Wir sagen ihnen, dass sie jetzt durchatmen können, dass sie sich keine Sorgen machen müssen, dass wir gemeinsam etwas Persönliches entwickeln.

Aber wenn ich jetzt hier einer 90-jährigen erzähle, sie müsse den Sarg ihres Mannes bemalen, weil das in den letzten Jahren en vogue wurde? Die würde mir den Vogel zeigen, rechtschaffenderweise. Aber die hat vielleicht irgendetwas anderes, was sie in dieser Situation am liebsten machen würde, und was sie sich nicht gleich traut zu sagen. Ob man das Lied, zu dem die beiden das erste Mal getanzt haben, nicht auch in der Kirche spielen könnte? Oder sie würde ihm gerne noch einmal das kochen, worauf er sich jeden Donnerstag gefreut hat. Und ihm mit in den Sarg legen. Ich? Ich hab davor viel anderes gemacht. Zum Beispiel im Hotel gearbeitet, als Page. Ich hatte nie so viel Geld frei zur Verfügung wie als Page im Grand Hotel Schloss Bensberg. Doch, das war ganz gut! Und ich habe großen Respekt vor Service seitdem, ich will nie wieder jemandem ein Frühstücksei anbieten müssen. Aber an der Rezeption ging es immer um Gastlichkeit. Und darum geht es bei uns ja auch.

Deshalb freuen wir uns auch, dass wir so viele Seiteneinsteiger in unserem Betrieb haben. Und das nutzen wir, um unseren Beruf weiterzu-

denken. Neulich durfte ich zum Beispiel auf einer Konferenz sprechen, wo es auch darum ging, ob Friedhöfe überhaupt noch irgendeinen Sinn haben. Oder ob man sie alle zumachen sollte. Alle Friedhöfe haben heutzutage das Problem, dass sie gleich aussehen, dass sie zu viele Regeln haben, sie haben auch ganz große Leerbestände, die müssten alle defragmentiert werden, wie man jetzt sagt. Sind mal als große Gebiete angelegt worden, nach der französischen Besetzung durch Napoleon, nachdem man die Friedhöfe also nicht mehr direkt um die Kirche im Ort hatte. Aber eigentlich müsste der Friedhof heute am Rathausplatz sein, oder am Supermarkt, ne?

Ich bin jedenfalls glücklich in meinem Job. Kann mir keinen schöneren vorstellen. Ich kann so vielen Menschen helfen, für die das Thema Tod immer noch wahnsinnig angstbesetzt ist. Angst macht uns ja nur, was wir nicht kennen, ne? Dunkelheit, Geräusche, die man nicht eindeutig zuordnen kann, Menschen aus der Ferne. Der Tod muss mir keine Angst machen. Ich darf ihn nur nicht mystifizieren. Und wissen Sie, welchen Job ich stattdessen niemals machen wollen würde? Wedding Planner. Planen, planen, planen, für diesen einen perfekten Tag, der dann ja doch nie ganz perfekt werden kann ... Also, DAS stelle ich mir gruselig vor.

DIE INSEL

Ich sag lieber: Majorca. Das hat für mich auch mit Respekt zu tun. Malle sagen nur die, die da zum Saufen hinfahren. So: Malle is nur einmal im Jahr. Hab ich auch einmal gemacht. Brauch ich nit nochmal.

Majorca is was anderes, dat is schön. Da haben mein Mann und ich uns nochmal verliebt, sag ich immer. Deshalb wollten wir auch dieses Jahr wieder hin. Silberne Hochzeit! Wird jetzt nix draus.

Wir feiern dann einfach nächstes Jahr. Fünfundzwanzig plus eins. Mal was anderes. Aber dat is schon schade, dass jetzt die ganzen Feste ausfallen. Hier in Mettmann hätten wir Weinfest, dat is jetzt immer so um den Dreh, wir hätten Heimatfest. Wenn uns dat einer gesagt hätte, dass Karneval das letzte Mal Feiern ist!

Dann hätten wir auch nix anders gemacht, is klar.

Wollen Sie vorne ein bisschen fransig?

Schon richtig, dass die Sachen ja jetzt überall ausfallen. Verpasst man nix. Aber man darf auch bisschen traurig sein, dass sie auch hier ausfallen. Ja, oder nicht? Stattdessen steh ich jetzt mit der Maske im Laden. Und ich sag Ihnen wat, ich krieg Atemnot. Dat is heut der erste Tag, wo ich nich auch noch Bauchschmerzen kriege. So im Oberbauch. Ganz fies. Hat mir ein Arzt erklärt, der hier Kunde ist, der sagt: Kommt vom flachen Atmen. Das kriegen die alle in den Krankenhäusern. Die müssen ja auch den ganzen Tag ihre Masken aufhaben. Ich hab hier auch so eine. FFP3.

Ja, weil: Da hat man ja schon auch eine Verantwortung. Wenn ich jetzt hier krank werde? Mein Mann, mein Sohn, die gehen schon auch wieder ins Büro und kommen abends nachhause. Aber die sehen da ja nur ihren Computer und vielleicht mal den Chef. Hier geht in einer Tour die Klingel! Da kommen die Leute rein und raus, und ich sag ja immer, Maske auf und bitte Hände waschen und desinfizieren und Pipapo. Aber am Ende is dat jetzt hier Risikozone.

Ohren frei?

Die sagt: Ich werd noch bekloppt. Ich darf den Leuten an die Füße, aber an die Hände darf ich nit, wo ist denn da der Unterschied? Für so ein Virus.

Macht das Schneiden auch nich leichter. So ne Maske. Aber ich bind die jetzt bei allen so im Nacken fest. Dann kann man auch waschen, haben Sie ja gesehen. Ganz ehrlich: Ich finds schon komisch, dass wir jetzt wieder auf haben dürfen. Also: Dass wir dürfen und die Kosmetiker nich. Zum Beispiel. Obwohl, ne Freundin von mir, die macht Pediküre und Maniküre, so mobil, auch im Altersheim. Und Pediküre darf die seit ner Woche wieder. Die sagt: Ich werd noch bekloppt. Ich darf den Leuten an die Füße, aber an die Hände darf ich nit, wo ist denn da der Unterschied? Für so ein Virus. Ich mach Ihnen hier so ein bisschen stufig rein, dann hat das Pfiff.

Na ja, wahrscheinlich wollen sie halt, dass nit gleich alle wieder auf die Straße rennen. Und is ja auch richtig. Ich sag immer, die Leute können ja mit mir tauschen. Wenn die unbedingt raus wollen. Ich mach meinen Job gern. Aber ich hab auch nen Garten zuhause. Und das war was, in den ersten Wochen nach dem Lockdown. Schön immer um zwei in die Hängematte. Und dann Buch und Feierabend. So war das.

Bisschen ausdünnen noch? Würd ich schon machen.

So ein Garten ist schon was Tolles. Und die Luft ist ja jetzt auch so gut. Weil natürlich weniger Abgase. Und ich weiß gar nich, wann ich das letzte Mal so einen blauen Himmel gesehen hab. Als ich ein Kind war, wenn man da ein Flugzeug entdeckt hat, dann war das was Besonderes. Das ist heute auch wieder so.

Und das kann doch so bleiben. Ja, oder nicht? Wenn am Tag mehr Flieger nach Majorca gehen als Bahnen nach Düsseldorf. Dann is doch was verkehrt! Und klar is das schön, wenn was billig ist. Aber Easyjet für 20 Euro, hör mir auf. Deswegen fliegen sie doch auch nach Malle wie die Verückten. Setzen sich aufn Strand und haben um zwei schon nen Kopp und nen Sonnenbrand. Und baggern die Frauen an. Ist doch wahr.

Wir gehen auf Majorca immer wandern, mein Mann und ich. Früher is unser Sohn noch mitgekommen, aber der fährt jetzt mit seiner Freundin. Und dann ruft er mich immer vorher an und fragt, Mama, wo seid ihr gelaufen dieses Jahr? Und das laufen die dann auch. Weil dat so schön is, da.

Ich tu jetzt nochmal den Nacken kürzen und dann sind wir fertig.

DIE KIRCHE

Vier Jahre. Das ist für mich immer so die Zeit gewesen. Die Zeit, die es braucht, um anzukommen. Vier Jahre, dann bin ich da. Wir sind da. Das ist der Ortskern.

Wir sind jetzt einmal durch den hinteren Teil.

Da drüben die Kirche.

Könnten dort zurück, dann da hoch und rüber?

Und das war's dann eigentlich schon.

Das mit den vier Jahren? Das hab ich vor allem gemerkt, als ich mal irgendwo hin zurückgekehrt bin. Wenn man nur kurz da war, kommt man auch in Zukunft nur zu Besuch. Aber wenn man mal vier Jahre an einem Ort gelebt hat: Die Ecken, die Wege, gleich alles wieder da. Ist wie in alte Schuhe schlüpfen. Bequem, irgendwie schön. Vier Jahre also. Die Vier-Jahres-Regel.

Und ich bin ja erst ein Jahr hier.

Hier wohnen superviele Zugezogene. Klassische Vorstadtsiedlung. Die Leute wollen aus der Stadt raus, die wollen sich ihr Häuschen bauen. Und sie bauen. Diese Straße, die könnten wir entlanglaufen bis ... Ewig. Das hört nicht auf. Wenn man hier nur mit dem Auto unterwegs ist, denkt man: Du. Lieber Himmel.

Haus an Haus an Haus an Haus an Haus.

Dabei ist das nur eine Reihe, direkt dahinter liegt Feld. Zwischen den Mauern hindurch, dann ist man im Grünen. Wunderschön. Vielleicht fahre ich deshalb nicht so gerne Auto.

Mit dem Fahrrad zur Arbeit? Nee, kaum machbar. Heißt ja nicht zum Spaß Bergisches Land! Normale Fahrräder gibt's hier auch gar nicht. Wirklich! Man muss sie zumindest suchen. In den Läden haben sie nur noch E-Bikes. Aus guten Gründen, wenigstens für eine Flachlandschnecke wie mich. Aber letztens musste ich tatsächlich fragen: Sagen Sie, haben Sie auch normale Fahrräder? Ja, sagt der dann. Im ersten Stock.

Die Kirche jedenfalls. Die ist wirklich sehr schön. Ist mir gleich aufgefallen. Und sonst sind wir auch herzlich aufgenommen worden. Die Leute hier sehen sich da eher als Rheinländer. Die sind so: Ja, schön, dass du hier bist! Aber auch: Ist ja so schön hier! Also: Klar, dass du hier bist! So sind die.

Und stimmt schon: Da geht so ein Riss durchs Bergische Land. Letztens sagt mein Nachbar, er war jetzt das erste Mal in Wuppertal. Der ist hier geboren und aufgewachsen und das ist kaum eine halbe Stunde entfernt. Aber, sagt er, warum soll ich da hin?

Und klar, die Wuppertaler, die ich kenne, die bleiben auch da. Und ich kenne viele, ich hab dort ja gewohnt. Innenstadt, 5 Minuten zum Aldi, 5 Minuten zum Bahnhof. Dafür konnte ich nachts nie mit offenem Fenster schlafen, weil die be-soffenen Kids dann den Berg runtergerollt sind. Und jeden Freitag türkische Hochzeit. Ist natürlich anders, natürlich auch schön, aber mit Ruhe war da

nichts. Und hier gehst du um die Ecke. Und dann bist du im Wald.

Natürlich gibt's im Wald keinen guten Kaffee. Das ist ja in der Stadt oft so ein Ding. Dass man den einen Laden dort findet, das Café, die Kneipe. Obwohl, wir haben da jetzt so eine Kneipe vor

der Haustür ... Die sieht von außen nicht aus, als ob die überhaupt offen wäre. Aber man hört: Da ist immer wer drin! Und irgendwie wirkt die so, dass man sich trotzdem nicht traut, reinzugehen. Weil man denkt: Das darf nur jemand, der schon 30 Jahre hier lebt. Ist bestimmt nicht so. Aber man denkt das halt. Wollen wir jetzt eigentlich noch die Kirche angucken?

Und apropos Wald. Und Kaffee, strenggenommen. Als wir noch recht neu waren, bin ich mal Kaffee holen gegangen. Wollte eigentlich nur zum Bäcker an der Kreuzung. Und dachte, da muss ich keinen Umweg machen, ich geh einfach direkt

zwischen den Bäumen hindurch. Bin dann versehentlich über den ganzen Hang drüber, hab's gar nicht gemerkt. Und stand gleich darauf im Nachbardorf. Das ist dann aber richtig Dorf. So mit Milchtankstelle und ein paar Bauernhöfen. Kaffee gab's da nicht. Na, ist vielleicht auch nur eine

Geschichte darüber, wie schlecht mein Orientierungssinn ist.

Klar, die Menschen hier sind stolz auf ihr Dorf. Das merkt man schon. War sogar neu-lich erst wieder in der Zeitung. Denn eigentlich sind ja längst alle Dörfer hier zu einem Ort zusammengefasst. Und trotzdem stand auf den Schildern immer nur der Dorfname. Das darf man so gar nicht. Jetzt mussten

sie die ganzen Schilder ändern. Und es gibt viele, sag ich mal, die wissen noch, wie's früher war. Die sind nicht so glücklich damit. Vielleicht sind die immer in dieser Kneipe. Hier ist ja schon freies Feld. Wollen wir wieder zurück zur Kirche? Es ist aber

*Wir sind da.
Das ist der Ortskern.
Wir sind jetzt einmal
durch den hinteren Teil.
Da drüben die Kirche.
Könnten dort zurück, dann
da hoch und rüber?
Und das war's dann
eigentlich schon.*

halt auch ein Durchfahrtsort. Also, für mich. Ich will da niemandem auf die Füße treten. Und sicherlich war das früher mal anders. Aber jetzt? Morgens um sieben ist mächtig was los, weil alle zur Arbeit oder die Kinder zur Schule fahren. Und abends kommen dann alle wieder. Und dazwischen: Joah. Ich bin ja selbst in einer Vorstadt groß geworden. Man hat alles da, was man braucht. Aber was Besonderes hat man nicht. Vielleicht hab ich das aber auch noch nicht geknackt.

Obwohl, das hier? Das ist einer meiner Lieblingsorte. Wegen dem Imbiss. Ich weiß, ist komisch, ne? Aber als wir damals die Wohnung angeguckt haben, sind wir vorher hier essen gewesen, haben gesagt, wenn wir hier hinziehen, kommen wir öfter. Und das hat gestimmt. Richtig gutes Pad Thai. Und die Frittenbude da vorne, die macht sensationelles Hähnchen.

Ich hab eigentlich immer geträumt davon, mal in so einer ganz großen Stadt zu wohnen. Also, so ganz ganz groß. London vielleicht. War mir aber auch immer zu teuer. Und hier gibt es genau einen Penner, einen. Und alles trifft sich im Karnevalsverein. Klar, der Ort hat einen eigenen Karneval! Angeblich einen sehr guten. Ist allerdings noch nicht so mein Ding. Aber wer weiß? Wenn man hier länger wohnt? Vier Jahre vielleicht?

So, hier noch die Stufen, dann sind wir endlich an der Kirche. Ich find vor allem den Turm toll. Sieht man den überhaupt gut von hier? Und die Fenster. Ist das noch romanisch? Bin mir nicht sicher. Sollen wir mal drum rum?

Man kann hier auch spenden, für eine neue Orgel. Da ist schon ganz schön was zusammengekommen. Wird aber auch überall gesammelt. Wir hatten neulich ein Gartenfest bei uns in der Siedlung, da stand auch eine Büchse dafür. Da hat mir

übrigens ein anderer Nachbar erzählt, dass er mal drin war, in dieser Kneipe! Wie war's, frag ich. Aber mehr hat er nicht erzählt.

Die ist wirklich ein Phänomen. Das ganze Jahr steht dasselbe Schild draußen. Immer! Pfannkuchen, 5 Euro 50. Und ich denk jedes Mal, wie ich's das erste Mal gesehen habe. Da war ich noch neu und dachte, boah, gleich geh ich die Gegend erkunden und mich mit Einheimischen anfreunden und so. Und dann ist man im Umzugsstress und die Wohnung wird nicht fertig und auf der Arbeit ist was los, und irgendwann könnte man nicht mehr reingehen und sagen: Ich bin neu hier! Weil, man müsste sagen: Ich bin schon ein Jahr hier, verdammt.

Jedenfalls hab ich gedacht, bei dem Sommerfest, nach zwei Weißwein: Ich traue mich jetzt rein. Vielleicht ist heute jemand nettes da drin, vielleicht ist heute der Tag! Aber dafür war das Wetter dann doch zu schön. So, jetzt sind wir wieder an der Kirchenpforte. Da kann man übrigens auch einen Blick reinwerfen. Wollen wir?



DER AUTOR



Ah, Autor? Wat für Autos machense denn? Kleiner Scherz. So, jetzt hier mal Schuhe aus, und Kleingeld aus den Hosentaschen. Rest könnense anbehalten. Ich leg jetzt einmal die Nadel, dann haben wir nachher keinen Stress. Weil, wennse dann auf dem Bauch liegen, dann komm ich nit mehr gut ran. Und wenn dann der Doktor sagt, man sieht nix, wir brauchen Kontrastmittel? Ja, dann stehenwa da.

Welcher Arm isses denn? Der linke? Schreibense mit dem? Na, dann brauchense den doch gar nit.

Ja, dat is mir schon klar: Ein Autor schreibt. Gebense mir mal den anderen. Da pieksen wir. Wo tut's überhaupt weh? Außen? Da? Brauchense keine Sorgen haben. Mit dem Ding hier findenwa alles. Dat läuft mit 1,3 Tesla. Gibt schon welche, die laufen mit 7. Dat is aber dann eher für Gewebe. Wir wollen ja auf den Knochen raus. Wat sindse denn jetzt so blass? Mögense keine Nadeln?

Autor also, so so so. Krimi wahrscheinlich! Oder Fantasy? Les ich ja alles nit. Ich les nur Science-Fiction. Kennense dat? Aber nit so nen Asimov-Scheiß. Entschuldigung.

Aber hab ich ein Mal probiert. Mach ich nit nochmal. Ich les richtige Science-Fiction. Philip K. Dick. Kennense den? DAT is ein Schriftsteller.

Legense sich mal hier hin. Genau. Und nit erschrecken. Ich zieh jetzt mal an ihnen. Hau ruck! Da habense sich ja doch erschreckt.

Philip K. Dick also. Dat K steht für Gefahr, sag ich immer. Wennse mal schreiben können wie der, dann würd ich auch wat von Ihnen lesen. Aber wennse aus Köln kommen, dann müsstense doch eigentlich singen, oder? Hab ich so dat Gefühl. In Köln singen immer alle. Kommen doch alle Bands da her. Is bestimmt wegen Karneval. Haben wir hier natürlich auch, Karneval. Aber nit so. Nit so.

Und wie gefällt es ihnen auf dem Land? Is mal wat anderes, oder? Klar, muss man mögen. Aber die Stille, sag ich immer. Die Stille!

Philip K. Dick also. Und Harry Potter. Dat les ich auch noch. Obwohl das kein Science-Fiction is. Wat hab ich immer gesagt: Geh mir weg mit dem Scheiß. Entschuldigung.

Aber geh mir weg. Und dann hat mir das trotzdem mal eine angeschleppt. Band drei. Der lag dann da. Und nur Fernsehen is ja auch nix, sag ich immer.

Jetzt nit mehr bewegen, bitte. Geht ja auch gar nit. Den haben wir gut eingepackt, wa? Den Arm.

Und dann hab ich dat gelesen, Harry Potter. Und soll ich Ihnen mal wat sagen? DAT hat Substanz. Hier, mit diesen, wie heißen die. Mit diesen Dementoren. Sowat kann man nitt schreiben, wenn man dat nit erlebt hat. Also, nit jetzt das Zaubern und so, schon klar. Aber die sind ja, also, dat is ein Symbol, ich sag mal, dat geht schon eindeutig so in Richtung: Depression.

Ich mach Ihnen jetzt noch die Kopfhörer auf. Dat is, weils gleich ein bisschen laut wird da drin. Aber da müsstense sich auch keine Sorgen machen. Wennse mal auf einem Hühner-Konzert waren. Dat is dat gleiche. Habense gehört? HABENSE GEHÖRT? Kleiner Scherz.

Wat schauense denn? Sindse nervös? Ich geb Ihnen gleich mal hier dat Bällchen. Da könnense drücken. Wenn wat is. Ich bin ganz in der Nähe.

So! Dat waret schon. War nit so schlimm, oder? Kommense mal her, stehense mal vorsichtig auf. Kontrastmittel habenwa nit gebraucht. Wennse mich fragen, is dat eh nur eine Sehnenscheiden-entzündung. Da hat der Arzt nur nit richtig hingesehen. Kommt vor, kommt vor. Is leider so.

Ich würd ihnen gerade mal noch die Nadel rausmachen. Schön drücken. Dat gibt nen blauen Fleck. Aber dat kommt an bei den Damen, dat sag ich Ihnen. Besser als dat mit dem Geschreibsel, wa? War nämlich bei Philip K. Dick auch immer dat Problem. Wennse mich fragen. Deswegen hat der sich auch den Schädel weggekloppt mit Drogen aller Art. Na, fürs Schreiben waret gut. Aber glücklich geworden is der auch nit. Dat machense hoffentlich besser. Ich würd mich freuen, wenn ich mal wat lese von Ihnen. Werdense mal berühmt! Wat schwitzense denn so? Is doch vorbei jetzt.

Die Wurst

Ich seh hier noch ganz andere Dinge, dat kannste mal glauben. Aber da halt ich ja nicht drauf. Weil, dat is nicht meine Arbeit. Wat is meine Arbeit? Den Laden am Laufen halten, so einfach. Wenn ich eins, zwei fuffzig sind dat, eins gelernt hab, Servietten da vorne, also wenn ich eins, aber gerne, dann is dat: Von selber läuft der nicht.

Ach, ich mach dat schon ne Weile. Lass es mal fünf Jahre sein. Aber verändert? Wat glaubste. Da ist dat nicht die Brangsche für. Corona, na klar! Da hatt ich auch zu gehabt. Aber ist ja vorbei. Kannste mal gucken. Wie die sich benehmen. Na, alle: Kein Mundschutz, kein Abstand, nix! Wie sagt man? Der Mensch ist vom Menschen der Wolf.

Stammgäste? Klar, gibbet. Aber warum kommen die? Weil du hier deine Ruhe hast. Is dat mitten in der Stadt? Na sicher. Is dat New York hier? Nee. Aber trotzdem wat los. Glaub mir mal. Und deshalb

machen wir drinnen entspannt. Heiß und fettig, aber lässig. Sag ich jetzt so.

Mich kannste zitieren. Zwei siebzig sind dat! Aber lass mir die Leute in Ruh. Ich habe zu danken! Weil, die kommen ja, damit denen hier keiner. Ich sag mal: auf den Keks. Ob die mal wat erzählen? Sicher doch. Wenn du weg bist. Da bin ich auch mal Therapeut. Psychologe. Ich steh hier zwar am Grill. Aber oft näher dran als die Ehefrau.

Obwohl die eh nicht mehr dran ist. Dat is ja dat Problem. Bei den meisten. Wenn du verstehst. Tuste aber nicht. Biste noch zu jung für. Willste eine? Wieso? Und die? Jetzt sag nicht, du bist Vegetarier.

Jedenfalls. Wenn du wat wissen willst? Dat geht nicht so aus dem Stehgreif. Musst dich schon mit mir hinstellen, nen Tag oder zwei. Dann kannste dein Buch schreiben. Allein schon, wat hier alles

ankommt! Lokalpolitik. Promis auch. Der Bürgermeister war da. Und die jungen Leute. Außer die Moslems. Obwohl, die auch. Aber nur nachts. War neulich einer da. Sagt der: Ich darfs niemand erzählen! Und so mit der Faust. Und ich: Junge, wem soll ich dat denn? Den Krakauern hier oder wat?

Geöffnet täglich von elf bis um zehn. Zwei Lange mit Senf, kommt sofort. Sonntags bis fünf. Und glaub mal, dat hier in der Früh schon Leute stehen. Der eine will Bierchen zischen. Der andere schon mal Pommes Schranke.

Dauert aber ein Momentchen, bis dat Friteuse läuft. Hatte auch mal einen da, dem war es zu langsam. Der wollte Currywurst. Und ich: Ketchup geholt, aus dem Lager. Wenn ich wiederkomm, zählt der mir Scheine aufn Tisch. Zack, zack, zack. Wieviel willste. Ich kauf den Laden. Ich räum den auf. Sag ich, kannste knicken, ich sag: Zahl deine Wurst und dann Abmarsch. Weil, dat geht ja nicht. Weil, bin ja auch nur zur Miete.



Wat, Frauen? Dat nun nich. Oder wenig. Hin und wieder mal. Senf steht da vorne! Wurst ist Männersache. Aber du. Da kannste mit dem Kollegen sprechen, der hat die Bude beim Dings. Beim Industriegebiet. Und da ist auch. Ich sag mal: Gewerbe. Aber musste wissen. Der verkauft keine müde Thüringer, weil sowat können die Damen nicht mehr sehen. Der macht seinen Umsatz mit Schnappes. Sagt er.

Dat ist dat wahre Leben. Da weißte aber nix von. Vielleicht haste Glück. Dann kommt Omma nachher noch vorbei. Nicht meine Omma. Die heißt nur so. Die hat wat zu erzählen. Jeden Tag um eins dreißig steht die da. Bockwurst mit Brot.

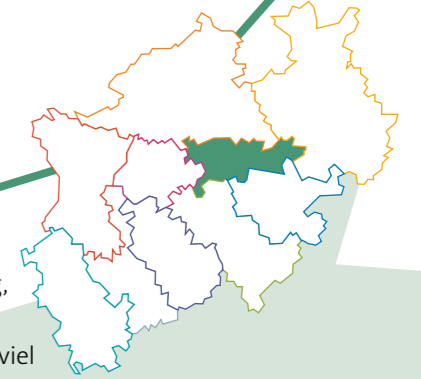
Bis die irgendwann mal nicht mehr da war. Da hab ich gedacht: Jetzt ist sie hinüber. Und dann seh ich die ne Woche später da vorn den Gehweg runterwackeln. Ich sag, Omma, sag ich, Omma, wat is? Keine Bockwurst heute? Sagt die: Nee, dat schmeckt mir nicht mehr. Aber auf so ne Art. So ne Art, dat ich schon gemerkt hab. Jetzt kriegt sie die Bockwurst umsonst. Und steht wieder da. Eins dreißig. Jeden Tag.

HELLWEG

42

AUF LICHTEN BREITEN WEGEN

Annika betreibt aktive „strollology“, das Spaziergehen als Forschung, und ist dabei vor allem an der Erforschung von Grenzen interessiert: Wo begegnen sich urbane Räume und scheinbar idyllische Natur? Wieviel Hoffnung braucht es, einen Garten zu schottern? Und welche mythischen Vorgänge begegnen der Besucherin in diesen permanenten Metamorphosen? In pandemiebedingter Kontaktlosigkeit haben sich dann neue sichere Reise- und Dialogpartner in die Texte eingeschlichen, um die Einsamkeit der Schreibresidenz zu erleichtern: Erst ein Elefant, dann ein Maikäfer und dann kamen nachts in Soest die Nibelungen zu Besuch. Denn selbst wenn es vielleicht nur ein schöner Schmarrn ist, dass die mittelhochdeutsche Saga in Soest und keineswegs im Hunnenland geendet hat – wenn man nachts lange genug Britney Spears zwischen Kirchtürmen und historischen Mauern hört, kommt Kriemhild von alleine zu Besuch.



ANNIKA STADLER lebt und arbeitet in Berlin und Brandenburg. Wenn sie nicht über Pflanzen, Essen oder Liebeskummer schreibt, dann entwickelt sie interdisziplinäre Gebrauchstexte und Spielanleitungen für verschiedene Theaterprojekte. Als Autorin, Dramaturgin und Performerin war sie u. a. an den Sophiensaeln Berlin, der Volksbühne Berlin, am Thalia Theater Hamburg, am Maxim-Gorki-Theater, am Schauspiel Stuttgart, am Schloss-theater Moers, den Musikfestspielen Potsdam und Ponderosa e. V. engagiert. Annika ist Teil der Performance-gruppe BALTIC GOLD.

gesangsübungen

*der chor der soester einzelhandelsfilialen heißt mich
nach einer langen sauerstoffarmen zugfahrt liebevoll willkommen
in einem vielstimmigen gesang der tagsüber unter dem geklapper der friseurscheren
nur ein undeutliches raunen ist aber dann mit großem selbstvertrauen
in den frühen abendstunden zu einem geräusch wird
das sich auch bei geschlossenem fenster nicht ignorieren lässt
weshalb es einige widerworte gibt
bis er sich wieder verabschiedet:*

willkommen zurück
schön dass wir uns wiedersehen
wir sind wieder für sie da
bitte halten sie abstand
schön dass sie bei uns sind
ihre gesundheit liegt uns wirklich am herzen
endlich wieder da
zwei meter abstand
sagt der verstand
du hast mit abstand
den schönsten style hier

bitte nur zum bezahlen an die kasse treten
bitte nur zehn personen
bitte nur vier kunden
bitte nur zwei menschen im laden
bitte halten sie uns die treue
bitte möglichst kontaktlos bezahlen
bitte folgen sie den anweisungen der mitarbeiter beim betreten des ladens
bitte die filiale ausschließlich mit einkaufskorb betreten
bitte beachten sie
maskenpflicht ist nicht nur für helden sondern auch bei uns
wir haben unseren service der aktuellen situation angepasst
und können aktuell leider keine messung deiner bh-größe anbieten

geh deinen eigenen weg
(als ob man dabei nicht im unterholz verloren geht)
glaube an dich
(als ob es da nicht noch was anderes gibt außerhalb von mir)
folge deinem herzen
(als ob die anderen organe nicht viel mehr schwere im körper haben)
sei mutig und trau dich
(als ob einen das nicht unentwegt in schwierigkeiten bringt)
geniesse den moment
(als ob uns keine zukunft droht schon klar)
tanze im regen
(als ob es in innenräumen nicht länger erlaubt ist)
zähle die sterne
(als ob die straßenlaternen nachts nicht den himmel verschmutzen)
sei glücklich
(als ob ich jemals gut auf befehle reagiert hätte)
entdecke die welt
(als gäbe es keine reisewarnungen und arbeit und pflichten)
sei immer du selbst
(als ob es keine glückliche flucht in andere rollen gibt)
tu was dich glücklich macht
(als ob wir das nicht schon vor drei zeilen debattiert hätten)
sei einzigartig
(als ob der fluch des individualismus das überleben im spätkapitalismus je besser
gemacht hätte)
höre niemals auf zu träumen
(als ob das ginge bei dem lärm)
lebe dein leben
(als ob mir nichts anderes übrig bleibt)

leider geschlossen
geschlossen wegen aktueller situation
momentan geschlossen
vorrübergehend geschlossen
bis auf weiteres geschlossen
zurzeit geschlossen

bitte bleiben sie gesund
bitte bleiben sie uns treu

auf wiedersehen

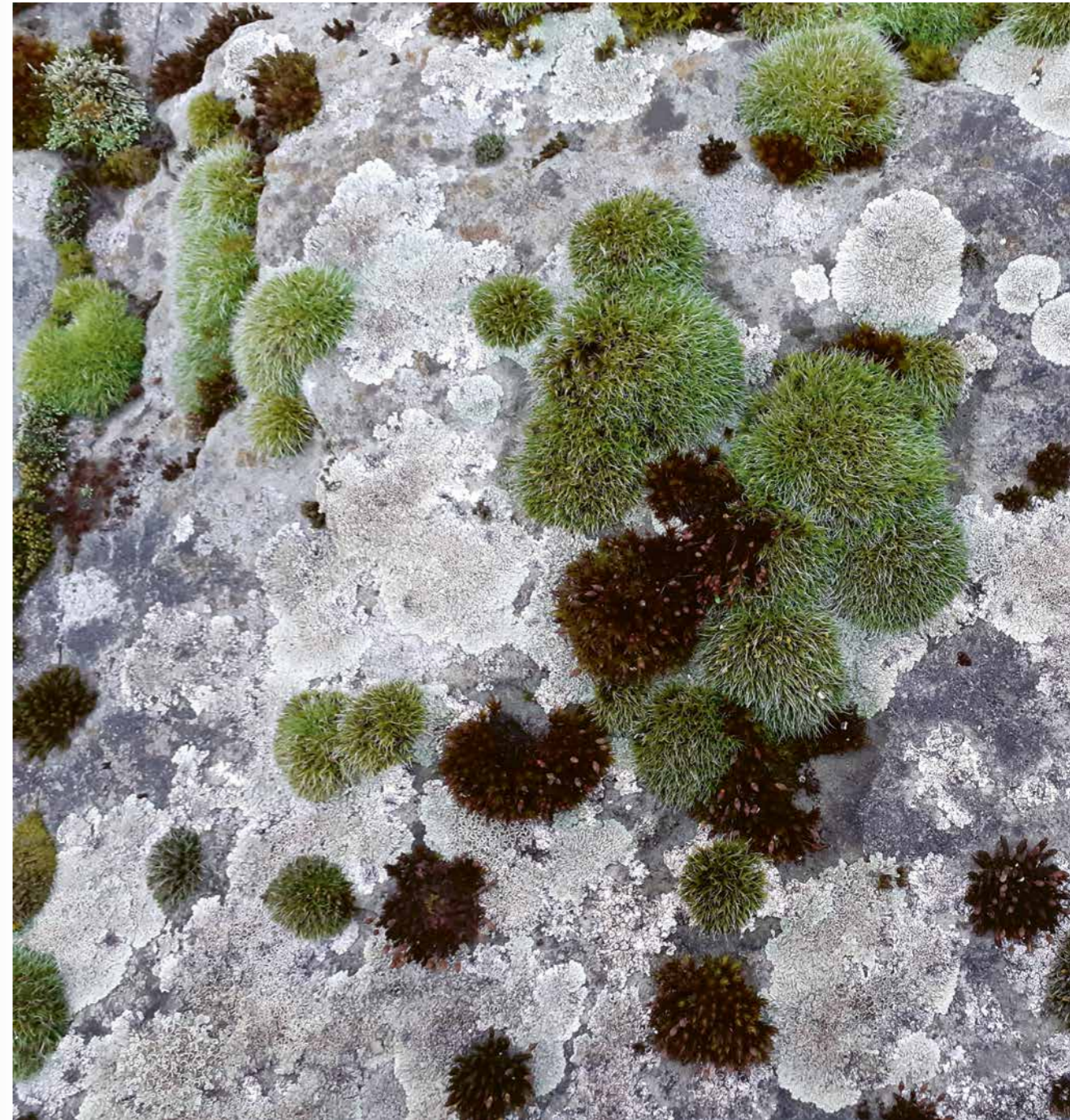
findling

(für franziska)

auf ebay kleinanzeigen kann man findlinge kaufen ab zehn euro
gebraucht wie neu schreibt leider keiner in die objektbeschreibung
nur dass der versand je nach gröÙe ziemlich teuer werden kann
das mit dem reisen ist nicht einfacher geworden seit den tagen
als riesen uns durch mitteleuropa schleuderten oder der gletscher
dich wie ein fluss jahrtausende hinweg sanft durch die landschaft trug

letzten sommer legten wir unsere körper an die weiche poröse
oberfläche der von der sonne gewärmten steine und bewunderten
hundert sonnenuntergänge lang all unsere gemeinsamkeiten
we are all erratic boulders carried here for no reason
war ein refrain der schlechten texte die wir vertonten
bis wir uns wieder auflösten und verstreuten in die welt

schon beim erwachen fühlte ich mich heute wieder so erratic
unregelmäßig ungleichmäßig unberechenbar unstet unkontrolliert
sprunghaft wechselhaft fahrig launenhaft
umherirrend wandernd so ziemlich auf der suche nach was
nur ob sich forscherrinnen nach der kommenden vergletscherung
auch um meine spuren kümmern werden weiß ich nicht



hier in den gärten der salzgebiete ist es nicht die gröÙe die zählt
es ist die masse und es ist der wille zur absoluten vernichtung
von all dem was erratisch sein könnte jahreszeiten wetter
umschwünge krisen plötzliche todesfälle zeit die abhanden kommt
nichts kann diesen gärten etwas anhaben sie speichern keinesfalls
das wissen um hunger und durst um kälte und hitze und sehnsucht

vielleicht war am anfang gar kein wort wo sollte das auch herkommen
vielleicht gab es einen anfang lange vor den wörtern und steinen
als noch alles zerbrochen war und die stücke brocken fragmente
gar nicht erst versuchten eine form zu bilden weil es gab ja noch keine
heimatkundliche kraft die hier am sortieren war sondern nur
ganz viele frauen die viel zu viel zu sagen hatten

FINDLING, m.

*1) expositus, findelkind: da kam ein hirt, des weib was auch
allererst gelegen des kinds und pracht den findling seim weib.*

*2) findlinge nennt der bienenzüchter die abhanden gekommenen,
als herrenloses gut im walde eingefangnen schwärme. ebenso
eingefangne herrenlose andere thiere.*

*3) findlinge heissen auch in dem sand und schuttlande zerstreut
liegende gesteinblöcke, durch fluten oder eisschollen dahin
getragen: findlinge nennt man sie, weil von der brust der
mütterlichen sie gerissen sind.*

und ach hatten die dann viel zu viele wörter zahlreich unstimmig
durcheinander chaotisch dreckig in einem haufen der rutscht
der sich bewegt der sich sammelt und neue klumpen bildet
ein chor aus stimmen mit der kraft eines wasserfalls eines umbruchs
oh weia riefen sie mit wildem haar und schmutzigen füÙen im eifer des gefechts
schon wieder eine schwierige geburt

mein nächster garten ohne steine wird ganz traditionell gemacht
mit männern die in alle vier windrichtungen pissen morgens mittags abends
damit das revier markiert und der beton langsam mürbe gemacht wird
mit frauen die kuchen backen und kinder austragen damit
das verstreichen der jahre auch bemessen werden kann aber
es reicht auch bäume zu pflanzen die sind leiser beim wachsen



mein nächstes zuhause wird in den spuren und ruinen des vorigen sein
ich möchte ein moos werden das die risse bewohnt und sich weitert
eine grüne landpflanze ohne stütz- und leitgewebe ohne absicht
heteromorph heterophasisch und gar nicht so von sich überzeugt oder
einer richtung weil meine sporen die bei schwacher vergrößerung
wie ein kleiner wald aussehen auf vielen wegen nach außen ragen

wir können eine gemeinschaft werden mit spuren pardon sporen
die in der regel überall vorkommen können weil so eine siedlung
benötigt zum wachstum nur ein paar nährstoffe und ein bisschen feuchtigkeit
und eh klar den ganzen rest sauerstoff wichtig temperatur entscheidend
der ph-wert ist etwa fünf und entspricht dem der haut
auf die wir in blau und schwarz unsere geschichten schreiben lassen

alles was wichtig ist liegt immer zwischen den steinen und texten
alle liegen da beisammen trunkenheit appetit lektüre trauma goldrute
und die gefühle die festzuhalten sich nicht lohnen würde weil sie
morgen schon wieder von etwas davongeschwemmt werden könnten
mein nächster sommer wird einer mit gras zwischen den zehen
mein nächster text ein kritischer essay zur flächenversiegelung im dialekt



KRIEMHILD 1

Kriemhild wartet.

Auf das Ende, auf die Familie, aber erstmal vor allem auf schlechteres Wetter. Nicht nur wegen der Hitze, die sie gerade in allem lähmt, nein, sondern weil wenn die Familie anreist und das große letzte Fest stattfindet, dann muss nasses Wetter sein, so sagt es die Prophezeiung.

Kriemhild wartet.

Sie vertraut auf das, was ihr die Geister nachts durch die Tapete über die künftigen Gemetzel zuflüstern. Ihr nächtliches Lauschen und die Fähigkeit, Träume deuten zu können, haben ihr doch immer nur Gutes gebracht, oder etwa nicht? Der Falkentraum, natürlich, das war was anderes. Das hätte anders funktionieren müssen. Der Traum vom schönen, starken, wilden Falken, den sie tags von ihrem Balkon am Rhein aus in den Lüften betrachtete und der sich nachts an ihre Seite legte, in das geheime Nest zwischen Rücken und Federkissen, um im Morgen zu verschwinden ohne Spur. Das war eine ganz andere Traumnummer, ganz anderes Kaliber. Aber dann hat er sich zerfleischen lassen, der junge Falke und *ich habs ja noch gesagt* denkt sie und *wenn er doch nur ein Mal zugehört hätte* und *aber aber aber* und danach fiel sie erst mal in eine gewisse traumlose Dunkelheit, weil dann war es erst mal richtig schlimm, so wie in richtig dunkel, und so gut lief es im Großen und

Ganzen die letzten 26 Jahre nicht. Jetzt sitzt sie hier, eingezwängt zwischen Fachwerkhäusern, die sich an keine Distanzregeln halten, versteckt sich auf der Terrasse ihres Hauses, um von dort aus dem Sermon der ebenso einsamen Trinker zu lauschen, die sich wie jeden Abend in den Rest der Sonne setzen, um die Köppchen vom Underberg zu drehen, ein Fläschchen nach dem anderen. Echte westfälische Fleißarbeit.

Kriemhild wartet.

Sie zählt die Glockenschläge *eins zwei drei vier fünf sechs sieben acht* und fragt sich *warum ist es so viel leichter, eine unschuldige Leber zu bestrafen, als sich die eigenen Erinnerungen zu verzeihen*. Die Bauarbeiter nebenan schauen nicht zu ihr herüber. Aber sie trinken auch noch einen, gegen den Durst, gegen die Verzweiflung, gegen die Stille und schalten das Radio an.

Kriemhild gesteht gar nichts und glaubt an nichts und sie wartet und muss doch irgendwas tun, da ist immer diese Unruhe, die ihr das Warten so schwer macht, immer noch nach all den Jahren und deshalb harkt sie das Laub auf der Wiese zusammen und beschließt, ein Feuer zu machen aus der alten Esche, mit einem alten Kinderlied auf den Lippen in schlechter Übersetzung.

*das kann einer sehen von denen, die nach soest kommen
die ungeheuerlichen dinge, die da geschahen, den
garten, der niflungengarten genannt wird und den
schlangenturm und den weg und manche andere
merkwürdige dinge, die da geschahen*

Kriemhild steht am Feuer und hält ihr Herz fest, sie hat es in ihrer Handfläche zusammengepresst, eine schwitzige Faust aus Salbeiblüten, Erde und toten Spinnen, plus ein paar Tabakreste an dem nutzlosen Organ, von dem sie nicht weiß, wofür das noch zu gebrauchen ist. Das bisschen Fleisch, die paar Proteine. Was soll das alles. Ihr Herz spricht lange nicht mehr zu ihr, aber wenn man seinen Daumen hineinbohrt, dann erklingt ein Ton, ein Pfeifen *oder ein was ein ein ein* ein asthmatisches Luftholen nach einem Treppenlauf oder doch ein letztes Lebenszeichen, *nein nein nein bitte nicht nein hör auf nein*.

Kriemhild wartet und trifft eine Entscheidung und sie opfert ihr Herz dem Holunder, der allem Sterben zum Trotz nicht gefällt werden darf. Ihre Zunge und ihre Hände wird sie noch brauchen im restlichen Sommer.

Kriemhild geht zurück ins Haus, kratzt den letzten Dreck unter den Fingernägeln hervor, wäscht sich die Hände und singt dabei zweimal HIT ME BABY ONE MORE TIME. Sie steht vor dem Spiegel, wundert sich über dieses Gesicht und fährt mit dem Zeigefinger über die frische Narbe an ihrer Brust.

Kriemhild übt ihr bestes falsches Lächeln, bis es so gut sitzt wie bei der Hure aus Worms, die sich früher beim gemütlichen glutenfreien Familienfrühstück immer über sie beugte, um den giftigen Atem aus Zweifel, Scham und Selbstkritik ihren Nacken entlang zu hauchen, die sie immer betrachtete im Schlaf, aus dem Vorhang, aus dem dichten schwarzen Bienenschwarm an Eifersucht heraus, einem Schwarm, der sein Zuhause nicht mehr finden konnte oder es verloren hat vor langer Zeit und jetzt herumirrt zwischen A 1, A 2, A 44 und den Güterbahnhofsgleisen.

Kriemhild ist manchmal an Abenden wie diesen so verirrt wie die letzten lebensmüden Bienen, die auf der Suche nach dem rapsgoldenen Schuss des allerbesten Glyphosatheroins auf den nächsten Feldbrand warten, oder wollen sie dort nur ein wenig rasten oder wollen sie sich dem allen endgültig entziehen oder warten sie auch auf irgendwas, auf Rache vielleicht, oder warten sie auf ihren Imker, den mit den warmen harten Händen und den Armen lang genug, sie auch aus der Distanz heraus sicher zu halten.

Kriemhild würde auch mal gerne wieder gehalten werden, jetzt zum Beispiel oder generell auch, wenn sie im Regen auf den Stufen zu fallen droht, aber da ist keiner *hallo hallo ist da wer* wo ist dieser verdammte Hofstaat, wenn man ihn mal braucht, keiner da, nur wenn Geschenke verteilt werden oder Gebäck, dann drängeln sie sich vor, als gäbe es einen Friseurtermin umsonst oder einen Gutschein auf Schnitzel und für gegen Leibeigenschaft.

*and I must confess I
still believe still believe*

*du musst bereit sein
ein opfer zu bringen
dein herz deine zunge
dein herz auf der
zunge und die sehnen
deiner hand*

Kriemhild denkt: *Es regnet ja gar nicht, ich falle ja gar nicht und vielleicht sterben die Bienen auch gar nicht und fallen um wie die Bäume im Wald, vielleicht haben die einfach bloß keinen Bock mehr und vielleicht ist das auch alles nur ein schlechter Traum.*

Kriemhild leiht sich einen Rasenmäher bei den Nachbarn, um den Randstreifen des Hellwegs frei zu machen von Unkraut. Sie mäht sich die Ausfallstraße entlang, darin ist sie sehr gründlich, eine gerade kilometerlange Schneise aus totem Gras, das hinter ihr aufgeregt summend am Asphalttrand zurück bleibt, sie sammelt sich und dann sammelt sie ein paar Blumen und sie schaut von der Brücke aus den Autos zu, wie die sich auch einen Scheiß darum kümmern, wie das mit der Welt weitergehen könnte. Das beruhigt sie eigentlich meistens.

Kriemhild zählt ein paar rote Autos und keine Reisebusse und ein paar SUVs, in denen aufgedrehte Kindergartenkinder den ganzen Tag über herumgefahren werden, weil ihre Mütter nicht mehr wissen, wohin mit dem Balg.



Kriemhild kauft sich im Sonnenuntergang ein Eis an der Tankstelle, sie zahlt bargeldlos und auf dem Weg zurück in ihren Garten tropft ihr das Eis die Finger, Hände, Unterarme entlang auf den Boden. Sie hinterlässt eine Spur aus entrahmter Milch, Zucker, Pflanzenfett, Molkenerzeugnis, Sonnenblumenöl, Glukosesirup, Frucht- und Gemüsekonzentrat, Emulgatoren, Verdickungsmitteln, natürlichem Aroma und Invertzuckersirup auf dem Weg, das macht es den Vögeln und den Gästen später leichter, ihr zu folgen.

Kriemhild wartet.

KRIEMHILD 2

Irgendwo muss man ja anfangen. Kriemhild ist langsam mit den Lockerungen auf den Geschmack gekommen. Zu den Dingen, die generell nicht in den digitalen Raum übertragbar sind, gehören a) ein Gruppengespräch führen, b) sich anfassen und c) seine Restfamilie niedermetzeln. Wie soll das gehen? Pixel brechen nicht so leicht wie Knochen. Kriemhild hat in die Echoräume leerer Videokonferenzräume hineingerufen, bis etwas herausgeschallt ist, eine Dringlichkeit zum Beispiel, und jetzt bereitet sie sich vor.

Kriemhild macht sich ein paar Gedanken über festliche und angemessene Kleidung, generell empfiehlt sich in unruhiger Zeit eine Übergangsjacke mehr als ein verwegen geblühtes Partykleid. Oder doch lieber die alte Rüstung? Als sie das letzte Mal nachgeschaut hat auf Spiegelonline, befand man sich doch wieder mal im Krieg. Doch ab wann ist eine Fehde schon wieder was anderes? Und welcher Krieg war das noch mal heute, der von den Geschlechtern, der der Dreißigjährigen oder doch der Dreißigjährige, was ist eigentlich diese Partyszene, die viel zu wenig Schaufenster einwirft, ist meine Schlacht eine gegen den Atem fremder Menschen, die für ein Land, das noch nie so war wie in den Büchern, oder ist das hier der Krieg der alten müden weißen Körper gegen ihre Verblendung, ist

das der Krieg vom Wald oder vom Wasser, der in der Zeitung keinen Platz hat, weil uns doch die Worte lange schon abhanden kamen, oder etwa nicht *die machen nur noch in Zahlen da draußen, alles Krieg da überall* hat die Frau mit den Gummihandschuhen vor ihr in der Schlange im Bioladen erzählt, die den Kampf um die Meinungsfreiheit mit Rhabarberstangen führt, zu 7,99 das Kilo.

Kriemhild denkt, Party lieber ohne Motto, und sie denkt noch eine Weile darüber nach, dass „dance like nobody is watching“ plötzlich nicht mehr nur der lebensbejahende Imperativ auf den Frühstücksbrettchen und Wandtattoos in den wiedereröffneten Schreibwarenläden ist, sondern Arbeitstitel ihrer Feier, der nächsten Treffen, ihrer Zukunft und gleichzeitig präzise Beschreibung all ihrer Nächte im April, Mai, Juni.

Kriemhild hat außerdem keine Orangen mehr bekommen, weder für den Partytanz noch für die Cocktails und auch sonst überhaupt kein Obst. Im Stolper-Supermarkt, halb hyperventilierend unter ihrer schlecht sitzenden Maske, läuft sie gegen einen Turm preisreduzierter holländischer Blaubeeren, der in sich zusammenstürzt. Sie verlässt den Ort des Geschehens so schnell sie kann. Vielleicht war die Kollision aber auch nur ihrer

*ich habe feuer in die welt
geworfen, und siehe, ich
bewahre es, bis es lodert. diese
welt wird ausgelöscht, die
stadt wird vergehen, und der
himmel oberhalb von ihr
wird vergehen. und die toten
leben nicht, und die lebenden
werden nicht sterben. sie
kommen immer, immer, immer
wieder zurück und um abend-
garderobe wird gebeten*

Eifersucht diesen reisenden Beeren gegenüber geschuldet.

Verdammtes Obst.

Obst, das Grenzen überschreiten darf.

Obst, das die Welt und das Meer und Häfen sieht.

Obst, das vermutlich von mehr Händen berührt wurde als sie in diesem Frühjahr.

Kriemhild plant das Abendessen wie einen Feldzug, gegen die, die ihr alles genommen haben. Die Fleischlieferungen aus Coesfeld, Moers und Gütersloh sollten rechtzeitig eintreffen, angerichtet an Salaten aus Hainbuchenblättern, Stieleichenmus, mit Maiglöckchen zum Sattessen. Bullenauge, Pumpernickel, Möppkenbrot. Alles da.

Kriemhild hat Salz zum Würzen, Salz zum Einlegen, Salz um ungewollte Zweitehemänner langsam um die Ecke zu bringen, Salz um es in Wunden zu streuen, Salz um die zu erwartenden Kadaver zu konservieren.

Die Maikäfer, die sie vorigen Monat von ihrem Socken, aus ihrem Schoß gepflückt hat, vielleicht kandiert als Nachtisch. Mit Löwenzahn sirup aus den letzten Apriltagen. Hauptsache irgendwas hält vorerst noch Leib und Seele zusammen, als ob die beiden nicht eigentlich voneinander getrennt gehören, wie die Spreu vom Weizen, der Verstand von der Kränkung, wie Züge am Bahnhof von Hamm.

Kriemhild googelt sich eine Liste zusammen mit Gesprächsthemen, die noch schlechter verdaulich

sind als das Essen auf dem eingedeckten Tisch. Hexen- und Tierprozesse findet sie immer noch extrem unterhaltsam. Aber wer hat heute noch was gegen Frauen oder hängt Maikäfer auf, wegen Feld- und Hausflurschäden. Wer verurteilt den Maulwurf dazu, bei lebendigem Leibe begraben zu sein, weil er einer Vergewaltigung beigewohnt hat, die blinde Sau mit den viel zu schwachen Ärmchen. Warum eigentlich nicht. Und warum nicht auch Häuser, Straßen, Städte bestrafen, für all das, was sie mit angesehen haben, Kasernen, Bahnhöfe, Lidlparkplätze, Schottergärten, Zonenrandbesiedlungen. Irgendwo muss man ja anfangen.

Kriemhild ist mittlerweile von der ganzen Planung so porös geworden wie die Vorstädte, in denen sich Hitze zwischen den Hauswänden staut. Nie war sie mehr bei sich und weniger zu Hause als an all



den Orten, an denen sie hinter Gardinen betrachtet *im Vorübergehen* ist, alle Wurzeln längst gekappt und gekärchert und mit Kieseln aufgefüllt. Nie hatte sie mehr helllichtige Klarheit als im Schienenersatzverkehr, auf Kopfsteinpflaster unter Sauerstoffentzug.

Es kommt keiner mehr. Alle weg. Verschwunden. Kriemhilds einziger nächtlicher Besucher ist Siegfried, der Schatten ihrer ersten schlecht getimten großen Liebe, der sie besuchen kommt, um sich und sie daran zu erinnern, dass Schwäche ihre Zierde ist und nicht der Kruppstahl ihrer deutschen Schwermetall-DNA, die auf den Flüssen nicht sinken kann. Der sie daran erinnert, dass es die rostigen Stellen ihrer Rüstung sind, die aus anderthalb bis zwei Metern Abstand ein bisschen wie Bronze aussehen. Dass all die Löcher, Lücken und schartigen Ränder ihrer undurchdringlichen

Verteidigungswand dringend benötigt werden, damit ein Wind gehen kann über den daumenbreiten Raum zwischen Haut und Metall, zur Abkühlung vielleicht und um zur Abwechslung auch mal was zu fühlen.

Huch, denkt Kriemhild und *wie ist denn dieser Knabe jetzt so unerwartet in meinen Schoß gefallen* und sie kichert ein wenig und *Come in I give you a shelter from the storm* flüstert sie Siegfried ins Ohr, so wie früher, als sie mit ihm in einem anderen Garten lange vor dieser Zeit über den Mulch torkelte.

Kriemhild ist sich dann beim Aufwachen nicht sicher, ob das wirklich Siegfried war oder doch der Elefant oder doch eher ein Vogel, ein Greif, ein Spatz, eine Schwalbe, wer kann schon wissen, was das war, was da während der Nacht unter ihrem Rippenbogen seine Heimat gefunden und ihn ausgeweitet hat, das wächst ja noch, das Ding, hat keine erkennbare Form, nur Ränder, Ecken, Kanten, weil das immer die ersten sind, die an die Oberfläche schießen im Gewächshaus ihrer Traurigkeit.

*jetzt sehen wir
selbst schon aus
wie syphilitische
frühromantiker
mit unserem
absichtslosen
lidschatten aus
drei Nächten
ohne schlaf und
waren doch
mal die, die nach
den stern
segeln wollten*

Kriemhild macht das Bett und versucht, Siegfrieds Geruch in den Laken zu finden, diese Spur aus abgelagertem Testosteron, aus Oregano und schlechtem Gewissen. Sie findet nichts.

Kriemhild kocht sich einen Kaffee und hört dabei im Radio einer 92-jährigen WDR5-HörerIn zu, die für das Leben mit Risiko anstatt Sterben mit Einsamkeit plädiert. *Auch gut*, denkt sie und geht noch mal die Checkliste durch:

*Location aussuchen und ggf. buchen
Gästeliste erstellen und Einladungen verschicken
Datum und Uhrzeit festlegen
Budget kalkulieren
Eventuell Motto für die Party auswählen
Partyspiele/Unterhaltungsprogramm überlegen
Essen planen und vorbereiten
Playlist erstellen bzw. Band oder DJ aussuchen
Dekorieren*

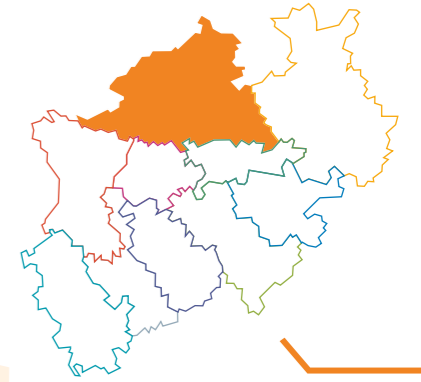
Playlist kann ich morgen auch noch machen, denkt sie. Weil Kriemhild ist immer noch eine Sternschnuppe, die nicht verglüht. Die sich mit drei anstatt zwei Fingern bekreuzigt. *Werdet Vorübergehende*, sagt sie laut und dann bestellt sie eine Luftballonpumpe im Internet. Irgendwo muss man ja anfangen.

MÜNSTER- LAND

60

FUTURE FRESKO

Die italienische Freskenmalerei ist eine Wandmaltechnik, bei der die Farbe direkt auf den frischen Kalkputz aufgetragen wird. Ich verstehe diese Technik als Analogie zum Vorgehen in meinem Projekt, in dem ich die von der Science Fiction weitgehend ignorierte ländliche Region als „unbeschriebenen“ Raum genutzt habe, um darin literarische Zukunftsvisionen des Gedenkens zu entwickeln – diesen „Raum“ also zu „bemalen“. Dabei habe ich die Stadt, mit ihr das alte Versprechen der Moderne und die aus dem Bruch damit entstandenen Dystopien hinter mir gelassen, um stattdessen, dem Wortsinn von al fresco, zu Deutsch: „ins Frische“ entsprechend, neue Visionen zu entwickeln, ohne dabei Schützens- und Erhaltenswertes zu verwerfen. Meine leitende Frage bei dieser Arbeit war, wie dem Vergangenen gedacht, wie es erhalten, gepflegt oder wiederhergestellt werden könnte, und wie Orte des Gedenkens in Zukunft aussehen könnten.



CHARLOTTE KRAFFT (geb. 1991)

studierte Deutsche Literatur in Berlin und Literarisches Schreiben am Literaturinstitut in Leipzig. Mit drei befreundeten Autoren gründete sie die Rich Kids of Literature, ein Kollektiv, das durch öffentliche Events und Aktionen neue Zielgruppen erschließt und junge Autorinnen und Autoren mit „interessanten literarischen Ansätzen“ fördert.

ZUR BURG



Die Vögel zwitschern, der Wald vor lauter Bäumen rauscht in der milden Sommerbrise. Ein Weg führt durch das lichte Wäldchen und über die Felder bis zur Burg – die Burg, die in der Ferne schon zu sehen ist –, ihre Zinnen und Türmchen, die rotweißen Fensterläden, man kann sie bereits erahnen. Auf dem Weg fährt eine solarbetriebene Kutsche, in der ein menschliches Wesen sitzt, dessen Aussehen und Verhalten auf kein bestimmtes Geschlecht schließen lassen. Es hat den Kopf in den Nacken gelegt und schaut in die Baumkronen. Ein Eichhörnchen springt von einem Ast zum anderen über den Weg. „Schau mal“, sagt das menschliche Wesen in der Kutsche und zeigt auf das Eichhörnchen. Zu wem es das sagt, ist unklar. Neben der Kutsche läuft ein Pferd. Das Pferd schnaubt.

Als sie den Wald verlassen und zwischen gelben Feldern und blauen Blumen herfahren, sehen sie hinter einer Biegung ein zweites Wesen den Weg entlang schlendern. Dieses allerdings sieht ganz wie ein Mann aus und es verhält sich auch so. Sobald die Kutsche das Wesen erreicht hat, bleibt sie stehen.

„Wollen Sie auch zur Burg?“, fragt das menschliche Wesen in der Kutsche. Das, was wie ein Mann aussieht und sich auch so verhält, nickt. „Na dann steigen Sie doch ein. Wir sind gerade auf dem Weg dorthin, und ein Stück ist es ja noch. Hier drin ist es bequemer. Sie können sich ganz aufs Gucken konzentrieren und müssen nicht noch ans Laufen denken.“

Das, was wie ein Mann aussieht und sich auch so verhält, schaut sich kurz um, dann greift es nach

der Hand, die ihm das andere hinhält und steigt ein. „Agent reist mit uns“, sagt das Wesen in der Kutsche und streichelt dem Pferdchen die Schnauze. Das Pferdchen schnaubt. Das, was wie ein Mann aussieht und sich auch so verhält, lächelt und nickt. Dann setzt sich die Kutsche langsam wieder in Bewegung. Das Wesen in der Kutsche mustert seinen neuen Reisegefährten, seine Augen bleiben an einem Gegenstand hängen, den das, was wie ein Mann aussieht und sich auch so verhält, am linken Handgelenk trägt.

„Darf ich fragen, was Sie da Schönes haben? Ist das ein Schirm? Zeigen Sie mal. Tatsächlich ein Regenschirm. Er gewinnt seine Bedeutung durch das, wogegen er seinen Träger zu schützen da ist: Das wäre dann wohl Regen. Kennen Sie Regen? Natürlich kennen Sie Regen! Flüssiger Niederschlag, der aus der Atmosphäre auf den Boden fällt bzw. auf alles, was sich auf dem Boden aufhält. Sie verstehen. Etwas Formloses und darum Bedrohliches, das vom Himmel fällt.“ „Waaa Waaa Waaa“, sagt das Wesen, das wie ein Mann aussieht und sich auch so verhält. „Ein sogenanntes Kulturprodukt. Meines Wissens stehen Regenschirme heute unter Naturschutz, oder Denkmalschutz. Ich verwechsle diese beiden immer. Wissen Sie, ich sammle Artefakte. Mechanische Artefakte. Ich hab schon jede Menge davon zuhause.“ „Waaaaa Wa.“ „Ein Regenschirm also. Interessant. Darf ich mal?“

Das Wesen, das aussieht wie ein Mann und sich auch so verhält, reicht dem anderen Wesen den Schirm. Dieses nimmt ihn vorsichtig in beide Hände, zieht behutsam den kondomartigen Über-

zug ab, „Ich darf doch, oder?“, und hält sich den Schirm ganz nah vor die Augen. Es schiebt einen Finger zwischen die Halterung und den oberen Teil des Schirms, der sich nun ein Stück nach oben drückt, sodass der silberne Stiel zum Vorschein kommt.

„Hul!“, sagt es erschrocken. „Na sowas. Wie öffnet man ihn?“

Fragend blickt es das Wesen an, das wie ein Mann aussieht und sich auch so verhält. Dieses nimmt ihm den Schirm wieder ab, löst das Bändchen, schiebt den oberen Teil hoch und öffnet ihn. Der Schirm ist hellgrün.

„Hach du liebe Güte.“

Das Wesen in der Kutsche klatscht begeistert in die Hände.

„Wunderschön, oder? Darf ich mal halten? Herrlich, wirklich! Von wann genau stammt das gute Stück?“

„Waaaa Waaaaaaa.“

„Ah ja.“

„Toll, einen Schirm hätte ich auch gern in meiner Sammlung. Wissen Sie, mein allerschönstes Stück bisher ist ein Schraubstock, er ist ganz klein, winzig. Früher hat man ihn verwendet, um kleine Dinge damit festzuschrauben, sodass sie sich nicht bewegen konnten, wenn man sie ... gesägt hat zum Beispiel. Dieser Schraubstock, er ist ... Wenn ich an ihn denke, wird mir ganz warm. Ich kann das gar nicht richtig beschreiben. Manchmal glaub ich fast, ich sei ein bisschen verliebt in ihn. Ist das albern?“

„Weeee wa wa.“

„Aber er liebt mich nicht zurück. Was soll man machen. Sammeln Sie auch Artefakte?“

„Waa woووо wawa wi.“

„Verstehe!“

Das Wesen in der Kutsche dreht den Schirm über seinem Kopf, dann hält es ihn über das Pferd.

„Schau mal Agent, ist das nicht herrlich, wie das Licht durch das grüne ... ja, was ist das? Polyamid?

Wie das Licht durch das grüne Polyamid fällt? Man nennt es auch Paraplü, das Gerät, aus dem Französischen. ‚Für den Regen‘, heißt das. Heute hat der Regenschirm keine Funktion mehr, außer die natürlich, zu existieren.“

Das Pferd wackelt mit dem Kopf.

„Ich beschäftige mich gerne mit historischen Gegenständen. Ich untersuche, wozu bestimmte Artefakte früher gebraucht wurden. Regenschirme zum Beispiel, Schraubstöcke, Balkontüren, Waffeleisen, solche Dinge.“

„Wuuuuuuuu.“

„Ja genau, das auch.“

Das Wesen in der Kutsche gibt dem Wesen, das wie ein Mann aussieht und sich auch so verhält, den Schirm zurück, beugt sich über den Rand des Wagens und lässt den Blick blinzeln über die Felder streifen.

„Oh, schauen sie mal, eine Gruppe Feldsängi! Da hinten.“

Es zeigt auf eine Gruppe menschlicher Wesen, die ein Stück weit entfernt am Feldrand stehen und singen. Manche halten dabei die Hände in die Höhe. Es klingt, als würden sie in mehreren Stimmen und Sprachen gleichzeitig singen.

„Sie besingen die Ernte und schwören ihr, dass sie sie lieben und schätzen werden, egal wie reichlich sie ausfallen wird. Eine regionale Tradition. Aber ich hab schon lange keine mehr hier gesehen. Oh, und sehen Sie mal da.“

Es streckt den Arm aus und zeigt in die Richtung der Sänger, von denen einer nun vortritt und einen ulkigen Tanz aufführt, wobei er seinen Körper als Schlaginstrument verwendet.

„Eina Tänza! Wie toll sa das macht, oder? Früher habe ich auch pflanzgetanzt. Roggen war meine Spezialität und alle Arten von Farnen. Haben Sie auch mal getanzt?“

„Wuwuwuwuu.“

„Ein sogenanntes Kulturprodukt. Meines Wissens stehen Regenschirme heute unter Naturschutz, oder Denkmalschutz. Ich verwechsle diese beiden immer. Wissen Sie, ich sammle Artefakte. Mechanische Artefakte. Ich hab schon jede Menge davon zuhause.“

„Schön! Bald ist ja übrigens auch wieder der Pfingstenkranz. Wenn Sie dann noch hier sind, sollten Sie sich dieses Spektakel nicht entgehen lassen. Alles tanzt da und singt auf den Feldern und in den Straßen – zu Ehren und zum Dank der vielen herrlichen Pflanzen.“

Sie fahren nun an den Sängern und Tänzern vorbei, die ihnen zuwinken und in die Hände klatschen.

„Weiter so, weiter so“, ruft das Wesen begeistert.

„So, gleich sind wir da. Ich weiß noch nicht, wie lange Agent und ich bleiben, aber wenn Sie wollen, können Sie natürlich auch wieder mit uns zurückfahren.“

„Wü.“

„Natürlich.“

Die Kutsche fährt nun etwas langsamer. Sie nähert sich der Burg, die wirklich sehr groß und imposant ist. Das Pferd Agent läuft inzwischen vor der Kutsche, da der Weg zu schmal ist für Tier und Gefährt. „Wir müssen noch hier rumfahren, um die Kutsche zu parken. Sie können gerne an dieser Stelle schon aussteigen, dann müssen Sie nicht alles wieder zurücklaufen.“

Das Wesen, das wie ein Mann aussieht und sich auch so verhält, steht auf und springt vom Wagen. Dabei hebt es eine Hand und ruft „Wöööööööö“.

Das andere Wesen hebt ebenfalls eine Hand.

„Gern geschehen! Machen Sie es gut.“

Das Pferd schwenkt den Kopf.

Dann biegt die Kutsche auf einen Seitenweg ab, der zum Parkplatz führt, während das Wesen, das wie ein Mann aussieht und sich bisher auch so verhalten hat, auf dem Hauptweg weitergeht, immer schneller wird, zu rennen anfängt, und sich dann kurz vor der Gräfte ganz und gar geräuschlos, ohne Puff, in eine Wolke feinsten Teilchen auflöst, die, zu erkennen nur noch als sanfter Regenbogen-Schimmer, erst in die Höhe und dann um die Burg herum durch eines der geöffneten Fenster fliegt.

„So nett, hm?“, sagt das Wesen, steigt aus der Kutsche und tätschelt das Pferd.

„Absolut“, sagt das Pferd.

Die Spoekenkiekerin und das Fräulein

Das Fräulein sitzt auf einem Sessel und liest. Sie liest sehr konzentriert, zumindest sieht sie so aus, als läse sie konzentriert. Ihre Stirn ist von Furchen durchzogen. Hinter ihr steht das Zimmermädchen und kämmt dem Fräulein summend das lange rote Haar. „Ach, was für schönes Haar ihr habt“, sagt das Zimmermädchen und kämmt. „Hm“, brummt das Fräulein. Sie schweigen. Das Fräulein blättert um, die Türe geht auf, ein Luftstoß fährt durch den Raum, das geöffnete Fenster schlägt gegen den Rahmen, das Küchenmädchen tritt herein mit dem Frühstück. „Guten Morgen“, sagt das Küchenmädchen. „Guten Morgen“, sagt das Zimmermädchen. „Und, was gibts Neues?“, fragt das Zimmermädchen. „Nicht viel“, sagt das Küchenmädchen, „und bei dir?“. Die beiden flüstern, um das Fräulein nicht beim konzentrierten Lesen zu stören. Das Küchenmädchen zuckt mit den Schultern. „Ach, ich hab gehört, bei der Kaline hat sich gestern auf dem Weg zum Milchholen eine Taube in den Haaren verfangen.“ Das Zimmermädchen kichert. „Das würde mich nicht wundern, bei dem Gestrüpp, das die auf dem Kopf trägt.“ Die Mädchen kichern beide. „Aber du, ich hab ja was anderes gehört über die Kaline“, sagt das Küchenmädchen. „Was hast du denn gehört?“, fragt das Zimmermädchen.

„Also ich hab gehört, die Kaline soll gestern beim Milchholen einen Hasen in ihrer Haube gefangen haben.“ „Fräulein, wollt ihr heute Orangensaft zum Frühstück trinken?“, fragt das Küchenmädchen. „Hm“, sagt das Fräulein, ohne den Blick von den Seiten zu heben. Das Zimmermädchen zuckt mit den Schultern. Das Küchenmädchen schenkt Orangensaft aus einer Karaffe in ein Glas. „Vielleicht stimmt ja beides. Würde mich gar nicht wundern.“ „Bestimmt stimmt beides. Das würde mich wirklich gar nicht wundern.“ „Fräulein“, fragt das Küchenmädchen. „Wollt ihr das Frühstück heute auf dem Bett oder am Tisch einnehmen?“ „Hm“, macht das Fräulein. Das Küchenmädchen rollt mit den Augen, das Zimmermädchen zeigt auf den Tisch. Nun also werden Teller, Schüsseln und Tassen vom Tablett auf den Tisch geräumt, da geht erneut die Türe auf, ein Luftstoß fährt durch den Raum, das geöffnete Fenster scheppert gegen den Rahmen, und die Wäscherin kommt herein. „Guten Morgen“, sagt die Wäscherin. „Guten Morgen“, sagen das Zimmermädchen und das Küchenmädchen. „Fräulein, passt es ihnen, wenn ich jetzt die Laken wechsle?“ „Hm“, sagt das Fräulein. Das Zimmermädchen und das Küchenmädchen zucken mit den Schultern und nicken. Also nimmt die Wäscherin ein frisches Laken aus dem Korb



und packt die Decken und Kissen vom Bett auf die Chaiselongue. „Habt ihr schon gehört?“, fragt die Wäscherin verschwörerisch. Sie flüstert, um das Fräulein nicht beim Lesen zu stören oder um verschwörerisch zu klingen. „Dass Kaline einen Hasen gefangen hat?“ „Oder eine Taube.“ Die Wäscherin runzelt die Stirn. „Ein Wildschwein hat sie gefangen, hab ich gehört. Mit bloßen Händen!“ „Aha“, sagen das Zimmermädchen und das Küchenmädchen gleichzeitig. „Fräulein“, fragt die Wäscherin vorsichtig, „soll ich

auch die Kissenbezüge wechseln?“ „Hm“, sagt das Fräulein. In diesem Moment geht die Tür ein drittes Mal auf, ein Luftstoß fährt durch den Raum, das geöffnete Fenster knallt gegen den Rahmen und die Magd schaut herein. „Wisst ihr schon das Neuste?“, schreit sie atemlos. „Dass Kaline ein Schwein gefangen hat?“ „Ach was, das sind ja Nachrichten von gestern. Der Alfred Meissner will der Schäferwitwe eine Abreibung geben.“

„Was?!“, fragt das Fräulein und schaut von ihrem Buch auf. „Eine Abtreibung. Ach, du lieber Gott“, sagt das Zimmermädchen, „aber warum denn ... die beiden? Das hätte ich ja im Traum nicht gedacht ... Obwohl, wenn ich so drüber nachdenke ...“

„Der Alfred Meissner will der Spoekenkiekerin eine Abreibung geben“, wiederholt die Magd. „Ach, eine Abreibung“, sagt das Zimmermädchen. „Eine Abreibung!“, sagt das Küchenmädchen. „Jaja, aber warum?! Was hat sie getan?“, fragt das Fräulein. „Sie soll ihn einen paranoiden, zurückgebliebenen, engstirnigen Despoten genannt haben.“ „Um Himmels willen“, sagt das Zimmermädchen. „Warum sollte sie das getan haben?“, sagt das Fräulein, mehr zu sich selbst als zu den Mädchen. „Naja, ganz Unrecht hat sie ja nicht“, sagt die Wäscherin. „Psssscht“, macht das Küchenmädchen. „Schon gut“, sagt das Fräulein.

Die Wäscherin nickt dem Küchenmädchen mit hochgezogener Augenbraue zu. „Der hat sie nicht mehr alle beisammen, das ist doch kein Geheimnis.“ „Das stimmt, der hat sie wirklich nicht mehr alle beisammen. Der treibt uns noch alle in den Ruin mit seinem Naturschutz“, sagt das Zimmermädchen. „Was soll das überhaupt heißen, Naturschutz?“, fragt die Wäscherin. „Dabei fing doch alles so gut an ...“, sagt das Zimmermädchen. „Naja, so langsam wünsch ich mir fast den Alten wieder her. Der hat uns wenigstens die Eisenbahn gebracht“, sagt das Küchenmädchen. „Jaja, aber ob die jetzt gebaut wird oder nicht, das steht ja wohl in den Sternen“,

sagt die Wäscherin. „Naturschutz, was soll das überhaupt heißen?“, fragt das Küchenmädchen. „Er will nicht, dass das Moor trockengelegt wird für die Schienenstrecke“, erklärt die Magd. „Verrückt ist der, was will der denn mit dem Moor?“, fragt die Wäscherin. „Weiß der Geier“, sagt die Magd. „Oder die Spoekenkiekerin“, sagt das Zimmermädchen. „Ach, was die so sieht, darauf würd ich nichts geben“, sagt die Magd. „Neulich hat sie gesehen, wie dem Schulten der Wagen umgekippt ist, und zwei Tage später ist dem Schulten wirklich der Wagen umgekippt“, sagt das Zimmermädchen. „Ja, aber der kippt ja alle Woche einmal um.“ Das Zimmermädchen zuckt mit den Schultern.

Unterdessen kaut das Fräulein nachdenklich auf den Innenseiten ihrer Wangen. „Also ich hätte nichts dagegen, wenn der mal jemand eine ordentliche Abreibung verpassen würde“, sagt die Magd. „Ich mein ja nur ... Wie die sich aufspielt immer.“ „Ich hab gehört, sie solls mit ...“, das Küchenmädchen senkt die Stimme wieder und flüstert, „... ihren Böcken treiben.“

„Ich hab gehört, sie solls mit Frauen treiben!“, sagt die Wäscherin. „Pfui, wider die Natur ist das!“, sagt die Magd. „Wider die Natur!“, sagt irgendeines von den Mädchen. „Und überhaupt, eine Frau als Schäferin, und dann auch noch Spoekenkiekerin. Also ich bin ja nicht rückschrittig, aber das geht doch zu weit.“ „Und eine Franzosenhure ist sie auch“, schreit die Magd. „Wider die Natur ist das.“ „Wider die Natur!“ „Also was denn nun? Franzosenhure oder Lesbe? Beides geht ja wohl nicht“, sagt das Zimmermädchen. „Ach, bei der kommt jede Bezeichnung zu kurz!“ „Genug!“, sagt das Fräulein nun und wedelt mit den Händen. „Raus, raus, raus“, ich will in Ruhe lesen.

Die Mädchen spitzen die Lippen und verlassen beleidigt das Zimmer. Das Fräulein sitzt auf ihrem

Sessel und schaut mit sorgenvollem Blick aus dem Fenster. Ihr rotes Haar schimmert feurig und gefährlich.

Am nächsten Morgen sitzt das Fräulein wieder an derselben Stelle und lässt sich vom Zimmermädchen die Haare bürsten. Sie versucht zu lesen, aber nach jeder Zeile wandert ihr Blick über die Zeile, über die Seite hinaus aus dem Fenster. Irgendwann legt sie seufzend das Buch weg und sagt mit aufgesetzter Heiterkeit in der Stimme: „Und was gibt es Neues?“ Das Zimmermädchen hält inne und blickt dem Fräulein verwirrt auf den weißen Scheitel.

„Was es Neues gibt, Fräulein?“ „Ja, erzähl mir doch mal, über was spricht man heute?“ „Also gut. Wenn Sie es wissen wollen: Der Hinrich Kägebein ist gestern besoffen in den Rinnstein gefallen und hat sich am Bordstein das Jochbein gebrochen.“ „Oh. Das muss weh tun.“ „Ja sehr, er klagt den ganzen Tag.“ „Und sonst?“, fragt das Fräulein. „Die Erna heiratet am Wochenende“, sagt das Zimmermädchen. „Das ist doch Nachricht von gestern“, antwortet das Fräulein. Das Mädchen gibt einen schnippischen Laut von sich. „Und weiter? Gibt's was Neues über die Schäferwitwe?“ „Oh ja, allerdings“, das Zimmermädchen macht eine Pause, um die Spannung zu steigern. „Na was denn?“ „Der Gemeindevorsteher will ernst machen.“ „Ernst? Was heißt das? Wann?“ „Na, Sie fragen Sachen. So genau weiß ich es auch nicht.“ „Warum?“ „Also, das Teufelsweib will heute Nacht aufgewacht sein und mal wieder allerhand Unglaubliches gesehen haben.“ „Was hat sie denn gesehen?“ „Wollen Sie es wirklich wissen?“ „Aber ja, sonst würde ich doch nicht fragen.“ „Na gut, ein fürchterliches Monster will sie gesehen haben, im Moor. Ein Gesicht wie eine ... eine Ameise soll es gehabt haben, das Monster, und Beine ...“

„Sprecht ihr über die Spoekenkiekerin und das Monster, das sie gesehen haben will?“ Soeben ist die Tür aufgegangen, ein Luftstoß ist durch den

Raum gefahren, das Fenster ... und so weiter. Jedenfalls sagt das Küchenmädchen: „Der Meissner will jetzt ernst mit ihr machen, hab ich gehört.“

„Ja aber, was heißt das, ernst?“, fragt das Zimmermädchen. „Na, du fragst Sachen, woher soll ich das wissen? Ein Monster will sie gesehen haben im Moor, ganz und gar grässlich soll es ausgesehen haben, mit riesigen Schaufeln als Armen.“

„Schaufeln als Arme? Ich hab gehört, es soll Äxte statt Arme gehabt haben. Äxte, mit denen es die Birken im Moor gefällt hat.“ „Sprecht ihr über das Monster, das die Schäferwitwe heute Nacht gesehen haben will?“

Die Wäscherin steht im Türrahmen und blickt ins Zimmer. „Ich hab gehört, es soll einen schwarzen Hinterleib statt eines Popos gehabt haben, und gigantische Zangen statt Händen.“ „Ich dachte Schaufeln statt Händen?“ „Also mir wurde gesagt, Zangen.“ „Und Bahngleise will sie außerdem gesehen haben, im Moor, das aber kein Moor mehr war, sondern ein verlottertes Hirsefeld, mit Bahngleisen, die da hindurch führten.“ „Heißt das, wir kriegen unsere Bahn doch noch?“, fragt das Küchenmädchen. „Ach. Die ist doch keine echte Spoekenkiekerin, die macht sich nur wichtig.“ „Was sie geträumt hat, das erzählt sie uns, sonst nichts.“

„Aber warum will der Meissner ernst machen mit ihr?“, fragt das Fräulein. „Naja, das Monster soll ein Gesicht wie eine große Ameise gehabt haben.“ „Ja und?“ „A Punkt Meise. Alfred Meissner.“ „Ach du Gott, das ist doch vollkommen lächerlich.“ „Meine Rede.“ „Ja, aber es geht ja noch weiter. Das Ameisenmonster will sie beobachtet haben, wie es die Bahngleise aus dem Boden gerissen hat, wie irre.“ „Jaja, das hab ich auch gehört. Dass es die Gleise aus dem Boden gerissen haben soll, wie irre.“

„Das hat sie sich doch ausgedacht.“ „Hat der Meissner auch gesagt! Und dass er ernst mit ihr machen will, wenn sie nicht aufhört, sich solchen

„Das ist Gotteslästerung! Der Herrgott hat sie schon richtig gemacht, aber der Teufel hat seine Finger im Spiel oder was anderes ..., sodass sie jetzt ganz falsch missraten ist. Das wird es sein.“

Schund auszudenken.“ „Also, ich glaub dem Weib kein Wort.“ „Vielleicht ist es gar kein Weib. Mit den Armen“, die Mädchen lachen. „Oder sie hat erst gar keines werden sollen.“ „Das ist Gotteslästerung! Der Herrgott hat sie schon richtig gemacht, aber der Teufel hat seine Finger im Spiel oder was anderes ..., sodass sie jetzt ganz falsch missraten ist. Das wird es sein.“ „Das wird es sein!“ „Falsch oder missraten“, sagt das Fräulein. „Wie bitte, Fräulein?“ „Egal.“ „Hm, na ich jedenfalls glaube dem Teufelsweib kein Wort.“ „Kein Wort!“ „Auch dass der Schäfer damals im Bach ertrunken sein soll ...“ „Danke, danke, das reicht“, sagt das Fräulein und zieht ihr rotes Haar unter den Händen des Zimmermädchens weg. „Lasst mich alleine, ich will lesen.“

Die Mädchen verschwinden und das Fräulein steht auf, um das zu tun, was sie eben den lieben Tag lang so tut.

Kommen wir jetzt zum dritten Morgen, denn natürlich spielt diese Geschichte an drei aufeinander folgenden Morgen, wie es sich gehört. Wieder sitzt das Fräulein in seinem Sessel und wieder kämmt das Mädchen ihr die Haare. Das Fräulein sieht aus, als habe es zu wenig geschlafen, und ich als Erzählerin weiß: sie hat tatsächlich sehr wenig geschlafen. Jedenfalls kämmt das Mädchen, während es die Lippen zusammenpresst, und das Fräulein kaut an den Fingernägeln. „Der Meissner will die Spoeckenkickerin aus dem Ort

jagen, heute Abend!“, platzt es plötzlich aus dem Zimmermädchen heraus. „Was?!“ Das Fräulein schaut auf. „Der Meissner will die Spoe...“ „Ja, das habe ich verstanden, aber Himmels willen warum denn das jetzt? Was hat sie schon wieder getan?“ „Also ich habe gehört, sie soll wieder von diesem Monster angefangen haben.“ „Oh nein.“ „Oh doch“, sagt das Küchenmädchen, das gerade mit dem Frühstück ins Zimmer tritt. „Nur hat es diesmal nicht nur Leid und Zerstörung angerichtet, sondern auch noch gekämpft – mit einem zweiten Monster.“ „Ein zweites Monster?!“, fragt das Zimmermädchen mit schriller Stimme. „Das wird ja immer toller.“ „Aber ja, und dieses zweite Monster soll Flügel gehabt haben wie ein Schmetterling.“ Das Zimmermädchen lacht. „Na das geht jetzt aber zu weit. Auf was die für Gedanken kommt. Ich glaub kein einziges Wort, das aus diesem Breitmaul herausflutscht.“ „Also ich hab gehört, das zweite Monster soll Arme wie ein Mensch gehabt haben, aber Fühler und Flügel wie ein Schmetterling“, sagt die Wäscherin, die natürlich auch wieder zur rechten Zeit hereintritt. Weshalb sie jeden Tag die Laken wechselt – wer weiß. Vielleicht hat das Fräulein seine Periode. „Und das Ameisenmonster soll dem anderen Monster an die Gurgel gegangen sein.“ „Das war dem Meissner dann wohl zu viel des Hohns, und nun will er sie mit dem Bauer Wimsen und dem Bauer Wilmsen verjagen.“ „Aber Fräulein, was ist denn los? Warum haben sie denn Tränen in den Augen?“ „Bestimmt vor Wut, dass sich dieses Teufelsweib so gotteslästerliche Sachen ausdenkt. Ameisenmonster mit Werkzeug als Armen. Wer kommt denn auf sowas? Das hat ihr doch der Teufel in den Kopf gesetzt.“ „Halleluja.“ „Ja, ja du hast recht. Ich bin sehr wütend.“, sagt das Fräulein. „Lasst mich am besten allein. Sonst tu ich noch was Unüberlegtes. In meiner Wut.“ Die Mädchen

nehmen Korb, Kamm und Tablett und schleichen aus dem Zimmer. Das Fräulein weint und grübelt fast bis zum Abend. Zwischendurch isst es eine ganze Ananas, währenddessen weint und grübelt es nicht, aber danach fängt es gleich wieder an.

Am Abend lässt sich das Fräulein vom Zimmermädchen die Kerzen anzünden und legt sich dann weinend und grübelnd ins Bett. Sie trägt immer noch ihr Nachthemd vom Morgen, und gebadet hat sie auch nicht. Duschen gab's damals noch nicht. Irgendwann hört sie ein Ticken am Fenster. Sie richtet sich auf und blickt zu den Gardinen, hinter denen nichts zu sehen ist als schwarze Nacht. Gerade als sie sich wieder zurücklegen und weiter weinen will, hört sie es wieder – „Tack“ macht es. Sie springt auf, läuft zum Fenster und öffnet es. „Hallo? Liebste, meine Liebste, bist du es?“, fragt sie in die Dunkelheit hinein. „Wenn ich denn deine Liebste bin, so ist es deine Liebste, ja“, sagt eine heisere, tiefe Stimme. „Endlich“, quiekt das Fräulein, läuft zum Schrank, holt eine Leiter dahinter hervor und schiebt sie durch das Fenster nach draußen. Kurz darauf erscheint ein hellblonder Schopf im Fensterrahmen, dann ein paar blassblaue Augen, eine spitze Nase, und ein voller, roter Mund. „Meine Liebste, endlich, ich hab mir solche Sorgen gemacht. All das Gerede vom Gemeindevorsteher und dass er ernst machen will, dass er dich aus dem Ort jagen will, und die Monster und ... Stimmt das, dass er dich fortjagen will? Ich komme mit dir! Ich komme mit!“ Sie drückt der blonden einen langen Kuss auf die Lippen noch ehe diese durch das Fenster steigen kann. „Jetzt beruhig dich mal“, sagt die Blonde mit ihrer ungewöhnlich tiefen Stimme und lacht. Dann stemmt sie ihren Oberkörper über das Fensterbrett und schwingt die Beine ins Zimmer. „Du machst mich wahnsinnig“, sagt das Fräulein traurig und setzt sich aufs Bett. „Jetzt sag mal, stimmt es, dass du den Gemeindevorsteher

einen paranoiden, zurückgebliebenen, engstirnigen Despoten genannt hast?“ „Natürlich nicht. Darauf wäre ich ja gar nicht gekommen. Hast du Ananas hier?“ „Aufgegessen. Sorry. Jetzt erzähl schon und beeil dich.“ „Also ... Ich hab so Hunger auf Obst. Hast du gar nichts?“ „Doch, Kiwi. Bittesehr.“ „Danke. Also vor drei Tagen hatte ich diese Vision, in der jemand, jemand, hm, die Kiwi ist gut, also jemand, dessen Gestalt ich nicht erkennen konnte, nur die Stimme konnte ich hören, eine tiefe Stimme war es, jedenfalls hat diese Gestalt gesagt, hm hm, der Meissner würde verrückt werden und sei ein genauso paranoider, zurückgebliebener, engstirniger Despot wie der Alte.“ „Ach du Gott.“ „Davon hab ich dann der Frau Bäcker erzählt und die muss es weitergetratscht haben, aber ohne zu sagen, dass nicht ich den Meissner einen paranoiden, zurückgebliebenen, engstirnigen Despoten genannt habe, sondern ...“ „Jaja, ich versteh schon. Und dann? Was hab ich da für schaurige Märchen über Ameisenmonster mit Schaufel-Armen gehört? Was soll das denn nun wieder bedeuten?“ „Das allerdings weiß ich auch nicht.“

In den zwei Nächten darauf habe ich immer um 1 Uhr nachts aufwachen und ins Moor gehen müssen. Und da im Moor habe ich diese Monster gesehen. Fürchterliche Ungetüme. Erst war da nur der ameisenköpfige Gestaltenwandler. Wo

anfangs Menschenarme waren, hatte er bald riesige Schaufeln, die sich später zu Äxten und schließlich zu Zangen verwandelten.“
 „Du hast geträumt!“ „Nein, meine Schuhe waren voller Schlamm am nächsten Morgen.“
 „Du bist gewandelt im Schlaf.“ „Nein, nein, ich weiß es genau, es war genau wie mit dem Wagen vom Schulten und wie in der Nacht vorher. Und wie mit dem Schäfer, du weißt ...“ „Schhhh! Sprich nicht davon.“ „Hast du ein bisschen Wein hier? Ich bin schon ganz heiser.“

Das Fräulein reicht der blonden eine Karaffe mit Wein. Die Blonde trinkt direkt aus der Karaffe.
 „Und dann? Was hat es mit dem Schmetterling-Ding auf sich?“ „Ja, das hab ich in der zweiten Nacht gesehen, ein Monster ähnlich wie das erste – aus Fleisch, Metall und ... Insekt. Erst sah es fast aus wie ein gewöhnlicher Mensch, nur mit Fühlern wie ein Schmetterling eben, und dann ist es dem anderen an den Hals gefallen und sie haben gekämpft.“ „Aha.“ „Du glaubst mir nicht.“
 „Doch, doch, ich glaub dir, aber du musst zugeben, das klingt alles sehr ... sehr ... fantastisch.“
 „Das ist mir bewusst.“ „Und dann? Wieso will der Meissner dich verjagen?“ Die Blonde schüttelt den Kopf. „Weil er verrückt wird. Der dachte, ich will mich über ihn lustig machen. A Punkt Meise, A Punkt Meissner. Ich sags dir, der wird noch ein genauso paranoider, zurückgebliebener, engstirniger Despot, wie ...“ Sie hielt inne, dann fing sie an zu lachen. „Ich selbst, ich selbst wars.“ „Was warst du?“ „Na, die den Meissner in meiner Vision den paranoiden, zurückgebliebenen, engstirnigen Despoten genannt hat, als der er sich jetzt erweist.“



„Verstehe. Aber ich mach mir gerade, ehrlich gesagt, mehr Gedanken darüber, wie wir verhindern, dass der Meissner dich verjagt.“ „Ich hatte gehofft, wir könnten ... ein kleines ... Ritual vielleicht ...“

Die Blonde schaut mit großen Augen und rotweinverfärbten Lippen zur Rothaarigen auf. „Ein Ritual ...“ „Gegen den Meissner.“ „Das geht nicht. Nicht schon wieder.“ „Sonst muss ich weg. Diesmal wirklich. Willst du, dass ich weggehe?“ „Nein, aber ... Wenn sie uns sehen ...“ „Dann gehen wir beide. Nach Frankreich.“ „Hm.“ „Komm, wir tun es gleich heute Nacht. Es ist Vollmond! Wenn das kein Zeichen ist.“ „Das Fräulein seufzt und fasst sich an die Nasenwurzel.“ „Du weißt, dass das unsere einzige Chance ist. Der Meissner ist wahrscheinlich in diesem Moment schon auf dem Weg hierher.“

Das Fräulein sieht die Blonde nachdenklich an und kaut auf ihren Lippen.

„Also gut. Wir brauchen Kerzen, viele Kerzen, ein totes Kaninchen, einen Gegenstand vom Meissner, eine Strähne von deinem Haar und einen Dachziegel. Aber ich kann nichts garantieren. Es könnte auch alles nach hinten losgehen.“ „Das Risiko gehe ich ein.“

Wenig später sieht man die beiden ... das heißt, eigentlich sieht sie keiner, das sagt man nur so – also es sieht keiner die beiden den Feldweg zum Moor einschlagen. Die Blonde geht voraus, während das Fräulein sich immer wieder besorgt umschaute. Alle Fenster im Schloss sind dunkel, und auf den Wegen streifen nur die Geister. Vom Meissner und seinen Bauern weit und breit keine Spur.

Der Mond scheint voll und rund am Himmel. Er hat dieselbe Farbe wie das Haar der Spoekenkiekerin. Über dem Moor hängt dichter Nebel, eine Eule sitzt auf einem abgestorbenen Ast und beobachtet die beiden Frauen, listig. „Pass auf,

wo du hintrittst“, sagt die Blonde zum Fräulein.

Nach etwa zwanzig Minuten haben sie die Hütte des alten Schäfers erreicht. Die Schafe der Schäferin liegen wie weiße Flocken davor im Gras. „Hier?“, fragt die Blonde. „Nein, hier werden sie dich als nächstes suchen, wenn sie dich am Schloss nicht finden. Lass uns weitergehen.“ Eines der Schafe hebt den Kopf und sieht den Frauen nach, wie sie tiefer ins Moor laufen. Eine feine Brise streicht durch das Wollgras, die Rote erschauert und bleibt stehen. „Hier. Hier ist es gut.“

Die Blonde stellt den Korb ab und sieht sich um. „Hier einfach auf dem Weg?“ „Nein, da, da ist eine freie Fläche.“ Sie gehen zu der freien Fläche, und die Rote beginnt, die Kerzen, die sie mitgebracht haben, in einem Halbkreis aufzustellen. In die Mitte platziert sie eine dunkle Tonschale. „Gib mir dein Haar“, sagt sie zur Blondin. Die Blonde reißt sich ein paar Haare aus und legt sie in die Schale. „Gut, gib mir den Gegenstand vom Meissner“. Die Blonde greift unter ihren Rock und zieht ein Taschentuch hervor, das die Rote nun in die Schale legt. „Gut. Gib mir jetzt das tote Karnickel.“ Die Blonde greift wieder unter ihren Rock. Sie wühlt eine Weile darunter herum. „Hm.“ „Wo ist das scheiß Karnickel? Wir haben nicht ewig Zeit.“ „Jaja, warte, es muss hier irgendwo ...“ „Da hängt es doch, am Korb.“ „Ach ja.“

Die Blonde gibt der Roten das Karnickel, die murmelt einen Spruch, und reißt dem Tier dann mit einem Ruck die linke Pfote aus dem Leib. Mit der Pfote umrundet sie drei Mal die Schale, küsst sie dann und wirft sie hinter sich ins Gras. „Gib mir jetzt die Streichhölzer.“

Die Blonde gibt der Roten die Streichhölzer, die nun anfängt, von rechts nach links die Kerzen anzuzünden. Anschließend wirft sie ein Streichholz in die Schale. Das Taschentuch und die Haare kokeln ein bisschen vor sich hin. Es riecht unangenehm. Die Rote murmelt nun ununterbrochen irgendetwas Unverständliches, während die Blonde ihr interessiert dabei zuschaut. „Gib mir jetzt den Dachziegel.“ Die Blonde reicht der roten den Dachziegel aus dem Korb. Die Rote



nimmt den Ziegel, hält ihn in den Rauch der verkohlenden Haare und wirft ihn dann mit einem lauten Schrei hinter sich. Der Ziegel fliegt in die Dunkelheit davon. „So, das sollte genügen. Hoffe ich zumindest.“ „Und jetzt?“, fragt die Blonde. „Warten.“ „Hier?“ „Ja.“ Das Fräulein schaut in den Himmel auf. „Ich glaube, es dräut ein Gewitter.“ „Hast du gerade wirklich ‚es dräut‘ gesagt?“ „Entschuldige.“

Die zwei Frauen setzen sich nebeneinander auf den weichen Torfboden und warten. Das gelbe Licht der Kerzen flackert. Irgendwo ruft eine Eule, ein Schaf blökt in der Ferne. Zehn Minuten vergehen. Der Mond zieht langsam über den Himmel. Zwanzig Minuten vergehen. Die Blonde kratzt sich einen Mückenstich blutig. Dreißig Minuten vergehen. Die Blonde will gerade aufstehen und sich die Beine vertreten, da ist mit einem Mal ein Schrei zu hören – ein Männerschrei, dann aufgeregte Stimmen. „Das sind sie.“ „Ist er tot?“ „Um Gottes Willen nein. Hoffe ich jedenfalls. Wir können nicht einfach jeden umbringen, der uns nicht in den Kram passt“, sagt das Fräulein. „Außerdem hätten wir dafür ein größeres Opfer gebraucht.“ „Schade“, sagt die Blonde. „Warum stehst du auf?“ „Wir gehen hin.“ „Aber ...“ „Wir gehen hin. Falls er dich angreifen will, lauf weg, so schnell du kannst, und schreib mir unter falschem Namen, wenn du in Frankreich bist.“ „Ok.“ „Ich hab Angst“, sagt die Rote in bestimmendem Ton, während sie hurtigen Schrittes den Weg zurückgehen. Die Blonde hält sie an der Schulter fest. Das Fräulein dreht sich um. Sie umarmen einander innig, bevor sie weitergehen. Nach ein paar hundert Metern sehen sie drei Männer auf dem Weg, von denen einer am Boden sitzt und sich den Kopf hält. Er hat eine große Platzwunde an der Stirn. Die Rote atmet tief ein, dreht sich noch einmal zur Blondin um, küsst sie auf den Mund, eilt dann auf den Mann am Boden zu.

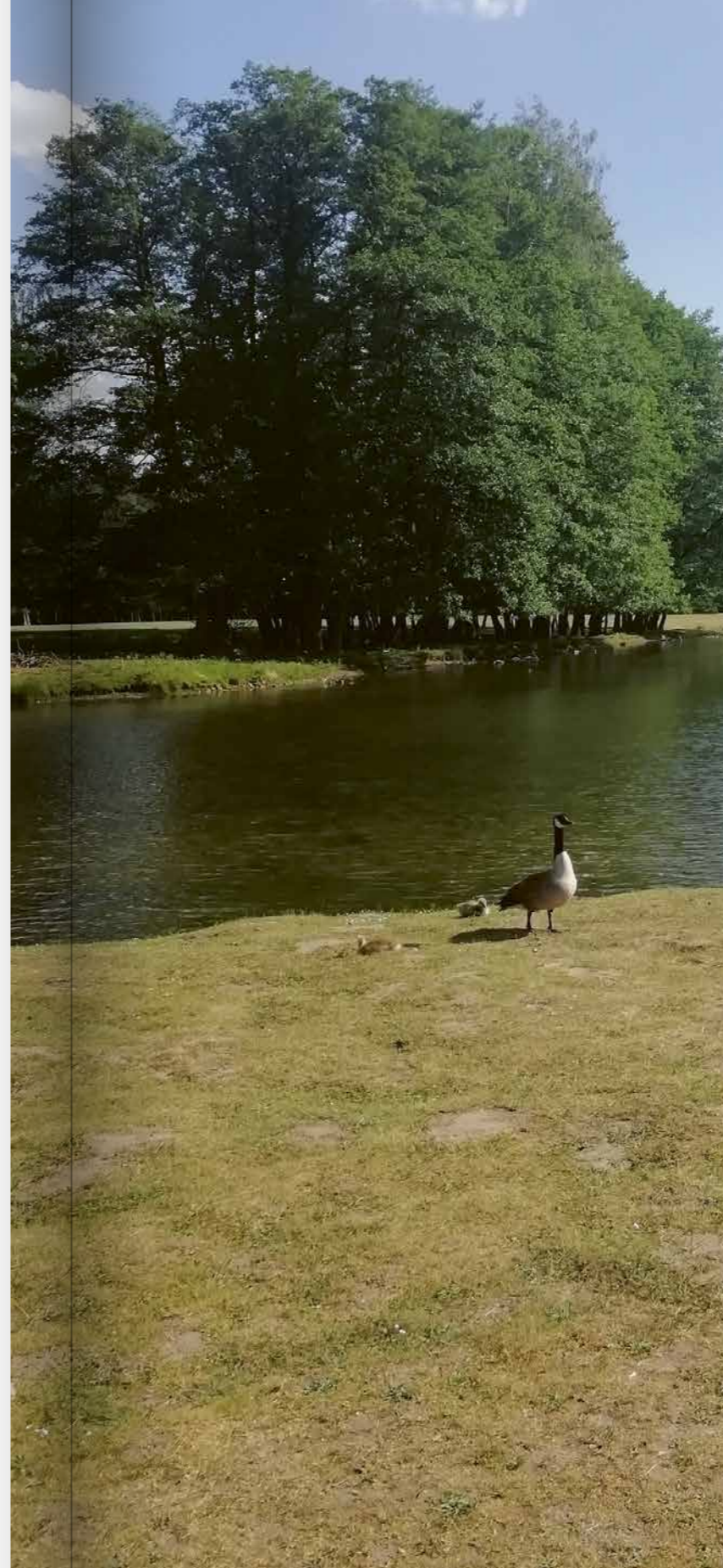
„Aber Herr Meissner, was ist Ihnen denn passiert?“, fragt sie, und wirft sich vor ihm auf die Knie. Dabei behält sie aufmerksam seine Augen im Auge. Der Meissner schaut sie erst verständnislos, dann zornig, schließlich traurig und endlich mit einem unentschlossenen Grinsen an, wie jemand, der einen Witz nicht verstanden hat, sich aber nicht die Blöße geben will. „Hmmm“, macht er, „Hmmm“. Seine Stimme klingt ungewöhnlich hoch. „Herr Meissner? Herr Meissner!“ Das Fräulein greift ihn bei den Schultern und schüttelt ihn ein wenig. Sein Kopf schlackert auf dem dicken Halse. „Wassss wasss, was hast du gesagt?“ „Herr Meissner, ich hab gefragt, was ihnen passiert ist.“ Sie dreht sich um und schaut der Blondin, die nun hinter ihr aufgetaucht ist, besorgt ins Gesicht. Der Meissner nimmt seine Hand von der Stirn und betrachtet das Blut daran. Dann schüttelt er sich, zwinkert ein paar Mal.

„Ach, gar nichts, gar nichts, wertee Fräulein. Ich hab hier nur diesen ... diesen Ziegel an den Kopf bekommen, nichts weiter. Ah, Frau Schäferin, wie gut, dass ich sie treffe.“ Die Schäferin blickt den Meissner an, wie jemand, der Angst hat, gleich eine gewischt zu kriegen. Die Rote hält mit zusammengepressten Lippen den Atem an. „Ich wollte ... Ich wollte Sie um Ihren Rat bitten.“

Die Bauern, die sich eben an Alfred vorbeidrängen wollen, wahrscheinlich, um die Blonde zu packen, bleiben stehen und sehen ihn verwirrt an. „Das ist die falsche Seherin“, flüstert der eine dem Mann am Boden zu, ohne die Blonde aus den Augen zu lassen. „Die Schäferwitwe. Vielleicht erkennst du sie durch das Gegenlicht des Mondes nicht.“ „Doch, doch, doch. Genau die suche ich. Und ich erkenne sie ganz deutlich.“ Die Spoekenkiekerin kichert. „Alfred, geht es dir gut? Du bist verwirrt“, sagt einer der Bauern und beugt sich über den Mann am Boden. „Nein. Nein, ganz im Gegenteil. Mir ist gerade etwas sehr Wichtiges klar geworden. Frau Schäferin, vielleicht sind Sie so freundlich und laden mich auf ein Glas Wasser in die Hütte ein? Ich will Sie um Ihren Rat bitten.“ „Äh, aber natürlich.“ „Was machen Sie überhaupt hier im Moor?“, fragt der Meissner nun an das Fräulein gewandt. Seine Augen glänzen. „Einen Spaziergang“, sagt das Fräulein freundlich. Die beiden Bauern hinter dem Meissner sehen sich verwirrt an und zucken mit den Schultern. Ihnen ist es ja im Grunde egal – die Sache mit der Spoekenkiekerin, und überhaupt alles eigentlich.

„Frau Schäferin, ob ich wohl auch ein Glas Wasser ...?“, fragt nun das Fräulein an die Blonde gewandt. „Natürlich, natürlich, kommen Sie gerne alle mit zur Hütte. Ich habe Wasser und Bier und vielleicht sogar noch ein bisschen Brot und Wurst. Kommen Sie ruhig alle mit. Wem ich helfen kann, dem helfe ich.“ Dann hält sie dem Meissner die Hand hin. Der greift dankend danach, steht langsam auf und bleibt dann schwankend, den Kopf in den Nacken gelegt, stehen. „Wasssss ... Was für eine schöne Nacht“, sagt er und atmet tief ein. „Ja, was für eine Nacht“, sagt die Blonde und blickt über die nebelverhangene nächtliche Ebene, während ungefähr 400 Jahre später und wenige Meter entfernt ein Monstrum namens ANT mit gigantischen Füßen aus Titan im Moor steht und den Toten gedenkt.

*„Ich hab Angst“,
sagt die Rote
in bestimmendem
Ton, während sie
hurtigen Schrittes
den Weg zurück-
gehen. Die Blonde
hält sie an der
Schulter fest. Das
Fräulein dreht sich
um. Sie umarmen
einander innig,
bevor sie
weitergehen.“*

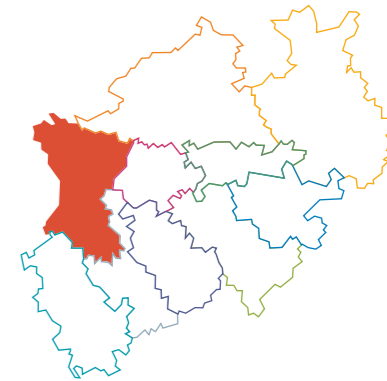


NIEDERRHEIN

★ PIZZA ★ TAXI ★

WOHIN?

Man merkt erst, dass man weg muss, wenn man geht, so sagt man. Schon viel früher als im Gehen habe ich mich gefragt, wie es „weg“ wohl wäre: Ohne Enge, Beschleunigung, hohe Mieten; ohne sattgesehene Flat Whites in skandinavisch durchdesignten Cafés. Die Stadt, dachte ich, ist ein Brennglas gesellschaftlicher Fehlstellung, eine peinliche Zusammenrottung hipper Tristesse. Der Niederrhein, dachte ich, sieht bei Google aus wie das utopische Gegenteil zum desillusionierten Städterin-Mindset: Ländlich und beschaulich statt cool und abgestumpft. Vom Dorf aus erkunde ich vier Monate die Region, versuche mir zu erschließen, wie das Leben hier „draußen“ funktioniert. Obwohl „draußen“ nicht allzu viel war, halte ich das, was ich denke, in Blog-Einträgen fest. Ein klares Ergebnis? Stadt oder Land? Das gibt es natürlich nicht. Außer: Egal wo man ist, zwischendurch sollte man gehen.



CARLA KASPARI (geb. 1991) lebt als freie Autorin, Broadcasterin und DJ in Köln. Während ihres Studiums in Bonn und Paris begann sie, ihre Texte in Magazinen und Zeitungen zu veröffentlichen. Ihre Prosa-Kolumne „nelke-schneewittchen und alfalfa“ erscheint seit 2019 im metamorphosen magazin (Verbrecher-Verlag, Berlin). Aktuell schreibt sie an ihrem Debütroman.

Über WLAN, Britney Spears und Harmonie



GHOST [02.03.2020]

Erste Eindrücke sind wichtig, zumindest sagt man das so. Besonders wichtig ist festzuhalten, dass ich meine nicht direkt in den Blog, sondern in ein Word-Dokument vorschreibe. Der Grund dafür: kein WLAN. Es ist fast ein bisschen zu klischeehaft, aber seit ich gestern angekommen bin, funktioniert das Internet nicht. Das einzige Netzwerk, das mir mein Handy im Schloss anzeigt, ist eins mit dem Namen „GHOST“. Das ist lustig, aber leider ist auch damit keine Verbindung möglich. Ob es am Dorf liegt oder an den dicken Wänden, das weiß ich nicht; vermutlich liegt es wie immer und überall am Router.

Vollkommen auf mich und mein glücklicherweise pralles Datenvolumen (Monatsanfang) zurückgeworfen, wohne ich jetzt also im Schloss, richte mich ein, schaue durch große, schöne Fenster und stelle mir Fragen. Zum Beispiel würde ich mich gerne darüber informieren, wo man hier Geld abheben kann oder wie weit der nächste Bahnhof weg ist. Weil ich nicht schnell 43 Tabs öffnen und googeln kann, um Antworten zu finden, stelle ich mir einfach noch mehr Fragen, zum Beispiel frage ich mich, was genau ETFs sind, wo und wie die Aubergine wächst, würde gerne mehr über Alpakas (meine Nachbarn) herausfinden oder einfach so, wie sonst auch, sämtliche tiefergehenden Gedankengänge und tieferliegenden Gefühle, die einen überkommen, wenn man allein ist und Zeit hat, wegscrollen.

Dann zum Dorf. Vorhin laufe ich das erste Mal durch den Ort und sehe auf dem Weg vor allem roten Klinker. Alles ist in ihm gehalten, matt und dunkelrot: eine Pizzeria (geschlossen), eine Kirche, eine Brennerei, noch eine Kirche. Die Häuser wirken ein bisschen müde, nicht bereit für die Woche, aber naja, denke ich, es ist Montag. Auch der einzige Bäcker auf der „Hauptstraße“ sieht geschlossen aus, obwohl er laut angegebenen Öffnungszeiten geöffnet ist. Ich laufe weiter und komme an „Steffies Haare“, „Fitness am Kamin“ und einer Filiale der „ERGO“-Versicherung vorbei. Es könnte auch eine Straße im Norden sein oder in Ostfriesland oder in Holland. Auf einem

vereinzelt plakat an einer laterne wird für ein schützenfest am 21. märz
geworben, 8 euro, die veranstaltung gibt es auch bei facebook. die SPD, so sagt
sie in einem glaskasten gegenüber einer der kirchen, möchte hier finanzien
stärken, wohnraum schaffen, bildung ausbauen, klima schützen.

vor dem aldi unterhalten sich zwei mittelalte frauen über corona. Aha, denke
ich, das dorfgespräch, und finde es im selben moment peinlich, so etwas zu
denken. generell finde ich es peinlich, über situationen zu urteilen, die ich nicht
kenne, für mich ist das hier gerade einfach paradise, ich lächle jeder und jedem,
die/der mir entgegenkommt überfreundlich zu, wahrscheinlich denken sie,
dass etwas nicht stimmt mit mir, es ist schließlich sehr grau heute und montag.
der aldi selbst ist so wie jeder andere aldi auch, ein bisschen größer vielleicht
als die, die ich kenne. eine kleine frau in jogginghose bugsiert zwei über-
quellende einkaufswagen in richtung kasse; irgendwie hektisch stapelt sie ca.
sieben pakete butter in einen der beiden. ob das prepping wegen corona
oder ein normaler einkauf auf dem dorf ist, frage ich auf instagram. die
antworten scheiden sich 50/50.

*vor dem aldi unterhalten sich zwei
mittelalte frauen über corona.
aha, denke ich, das dorfgespräch, und
finde es im selben moment peinlich,
so etwas zu denken. generell finde ich
es peinlich, über situationen zu
urteilen, die ich nicht kenne, für mich
ist das hier gerade einfach paradise,
ich lächle jeder und jedem, die/der mir
entgegenkommt überfreundlich zu,
wahrscheinlich denken sie, dass etwas
nicht stimmt mit mir, es ist schließlich
sehr grau heute und montag.*



social distancing [15.03.2020]

Die apokalypse kündigt sich seit längerem an, aber jetzt, wo sie da ist, kommt es doch plötzlich. alles fühlt sich unwirklich an; spitzt sich über die woche zu, entwicklung dynamisch, situation außergewöhnlich. ich hänge an den lippen von virolog*innen, expert*innen und sogar von angela merkel. als die sich zu wort meldet, und dann auch noch in einer live-pressekonzferenz, wird vermutlich auch dem letzten, an die schweigende kanzlerin gewöhnten millennial klar: es ist relativ krass.

tage im corona-tunnel, ängste weginformieren. klicke mich durch instagram stories: absage, absage, absage, bleibt gesund, seid solidarisch, noch eine absage. kollektive verzweiflung der kreativen, versammelt um ein digitales lagerfeuer fehlender finanzieller sicherheit und ungewisser zukunft. die stimmung ist dramatisch.

stattdessen also telefonieren und schreiben mit leuten, das internet bleibt, hoffentlich bleibt es. trotzdem wird mir klar, dass das hier eine andere soziale isolation wird, als gedacht. auf eine art quarantäne war ich eingestellt. eine schreib-residenz im generellen und dieser ort im speziellen erfüllen auch ohne virus alle voraussetzungen für sehr eingeschränkten menschlichen kontakt. ich muss mich also nicht wirklich umstellen, im gegenteil, für „so wenig soziale kontakte wie möglich“ ist dieses schloss wie gemacht, sehr schön sogar, vielleicht geht es nicht besser. tagsüber sind die räume hell und weit, abends warm und gemütlich, der himmel manchmal rosa oder orange, an der grenze zum kitsch im wassergraben, der eher ein wassertümpel ist, gespiegelt. in meiner kleinen stadtwohnung wäre das alles nicht so gut bis gar nicht zu ertragen. fast beruhigend außerdem die tatsache, dass es gerade allen so geht. allumgreifender rückzug, europa steht still, zusammen allein, ohne zusammen zu sein.

das postulierte „stay home“ fällt unter diesen umständen also leicht. trotzdem weiß ich, dass manchmal schon ein sehr grauer tag zuhause ausreicht, um aus allein-sein einsamkeit, aus leichtigkeit schwermut zu machen. das hat erstmal nichts mit dem dorf zu tun, es wäre in der stadt vermutlich ähnlich; schlecht fühlt man sich hin und wieder schließlich überall. die einsamkeit in der großstadt ist allerdings – das



kann ich bisher sagen – eine andere, sie nistet sich in der hektischen anonymität des nahen bei einanders ein, tarnt sich als oberflächlicher kontakt oder als rückzugsmaßnahme, wenn das draußen zu viel wird. hier hat sie mehr platz, schwirrt durch die luft, ist offensichtlicher, ehrlicher, lauter. vielleicht lässt sich besser mit ihr umgehen. um also aus dem tunnel auszubrechen und für lebensmittel fahre ich in den nachbarort und laufe ein bisschen rum. als ich das erste mal hier war, war mehr los. heute wirkt alles leerer, trostloser und ich habe nach 10 minuten das gefühl, mir den ort erschlossen zu haben. die hauptstraße säumt einzelhandel: elektronik-fachgeschäft, mode-

vor dem supermarktregal (ganz normal gefüllt) frage ich mich, ob die regale wohl manchmal auch die leere in uns fotografieren, kaufe mehr ein als sonst, es ist mir unangenehm, auf dem rückweg schneiden die riemen des viel zu schweren rucksacks in die schultern.

boutiquen – zielgruppe frauen 50+, kirche (auch in diesem ort gibt es mindestens zwei), fahrschule, ein griecher, ein döner, in dem auch pizza und burger verkauft wird. das ganze wirkt wie von einem deutschen mittelschichtsmann zusammengestellt. wie um den gedanken zu bestätigen, entdecke ich dann eine art craft-beer-geschäft, das an die brauerei angeschlossen ist und hier von allen läden am urbansten aussieht. ich gehe schnell weiter. mein ursprünglicher plan, mich ins einzige café des ortes zu setzen, fällt der gegebenen lage zum opfer. was der gegebenen lage sonst noch zum opfer fällt, wird stündlich mehr. ich laufe weiter in das, was bis vor kurzem wohl der ortskern war. lotto totto, ein eiscafé, ein italiener (intermezzo), ein schreibwarengeschäft und ein cbd-shop. hier ist kaum jemand. der neue mittelpunkt hamminkeln scheint dahinter zu liegen: rewe, dm und takkofashion, dazwischen parkplatz (voll). vor dem supermarktregal (ganz normal gefüllt) frage ich mich, ob die regale wohl manchmal auch die leere in uns fotografieren, kaufe mehr ein als sonst, es ist mir unangenehm, auf dem rückweg schneiden die riemen des viel zu schweren rucksacks in die schultern. zu recht, denke ich.



zusammenhalten [29.03.2020]

Auch die letzten anstrengungen, dem klischee (überfrachteter großstadtmensch sucht ruhe auf land) nicht zu entsprechen, lösen sich diese woche vollständig im geruch nach gülle und heu, im zärtlichen und gleichzeitig fordernden gurren der hühner, in den müden augen der kühe, dem beruhigenden blöken der schafe, der unbeholfenen gangart der alpakas auf. der letzte verbliebene einfluss auf mein handeln, das winzige bisschen FOMO, das ich diese woche verspüre, ergibt sich aus der sonne: ein inneres bedürfnis, sie auszunutzen, denn auf sie bin ich angewiesen, zum fahrradfahren und auch ein bisschen, damit ich zuhause nicht im apokalyptischen corona-informationsloch und der sorge um angehörige versinke. auf dem selbst auferlegten programm stehen also tägliche touren. ich fahre nach rees, nach wesel, zum schloss bellinghoven oder zur isselburg (dabei handelt es sich nicht, wie ich dachte, um eine burg, sondern um einen ort, der

nach einer burg benannt ist, von dieser burg besteht heute noch ein turm, ich bin verhältnismäßig enttäuscht), suche das bislicher meer, finde es nicht, finde stattdessen eine passende, dem kontemporären millennial einleuchtende beschreibung der landschaft: es ist wie in der netflix-serie „dark“, nur nicht dark, sondern hell. was sonst passiert, ähnelt so stark einer netflix-serie, dass ich es aufgegeben habe, netflix-serien zu schauen, das ard-extra nach der tagesschau reicht völlig. kontaktlos verlaufen die ausflüge auch deshalb nicht, weil meine mobilen daten aufgrund der

„freiheit erfahren“, diesen slogan lese ich in isselburg, er gehört zu einer fahrschule, blau, fett und kursiv, er passt zu meiner woche.



anfänglichen wlan-problematik gänzlich aufgebraucht sind. hotspots gibt es hier selbstverständlich nicht. statt auf google maps, verlasse ich mich während meiner touren deshalb auf wegbeschilderung und die auskunft der mir begegnenden niederrheiner*innen. das ganze klappt erstaunlich gut, die fahrradwege sind gekennzeichnet, die menschen zurückhaltend, aber freundlich, teils verummt, aber freundlich.

einen tag fahre ich nichtsahnend durch eine straße an einem feld entlang (dass es sich um einen ort handelt, erkennt man hauptsächlich am ortseingangs- und ausgangsschild), lese aus dem augenwinkel den schriftzug „zusammenhalten!“, gemasert in einen massiven holzpfahl, am ende eine faust, ebenfalls hölzern und geballt. ich halte an, drehe um. „F-YOU CORONA“ steht auf der anderen seite des länglichen quaders, das jugendfreie kunstobjekt gehört zu thomas. er ist künstler, designer, tischlermeister und lebt in der region. er erzählt mir von seinem projekt. es solle etwas positives darstellen, nichts negatives, wir hätten eine „scheiß-zeit“ vor uns. während er redet, ballt auch er die faust. das pathos wirkt angebracht.

in gruppen-videochats via skype, twitch oder houseparty findet das neue abendliche sozialesleben statt. zwar vermittelt es ein gefühl von zusammen, augenkontakt und konversationsfluss stocken jedoch fernab tatsächlicher intimität in oxytocin-

freien, zeitversetzten bildausschnitten. aus meinem heraus versuche ich meine freund*innen vom landleben zu überzeugen, muss mich ein bisschen bremsen: dass das verhältnis aus hinterherhinkender peripherie und lebensdurstigem ballungszentrum gerade den umständen entsprechend umgekehrt ist, verfälscht jedes urteil, das ist mir bei all der euphorie bewusst.

„freiheit erfahren“, diesen slogan lese ich in isselburg, er gehört zu einer fahrschule, blau, fett und kursiv, er passt zu meiner woche. der wind nervt ein bisschen.



haarmonie [25.05.2020]

Der mittwoch hängt verklärt im buschigen blattwerk der bäume. schon nach den allerersten sommerlichen tagen rauscht es ein bisschen müde vor sich hin. sein grün hat den saftigsten höhepunkt des jahres bereits jetzt, mitte mai, hinter sich gelassen. die blätter hängen ob dieser feststellung ein wenig lethargisch in der luft und warten auf regen, der auch heute nicht kommen wird.

das diesige grundgefühl des morgens wird nur durch ein paar autos zerschnitten, die auf der hauptstraße (sie ist eine und heißt dann auch so) in einer scharfen kurve aus dem ort heraus oder in ihn hinein biegen. am äußersten punkt der kurve liegt hinter üblichem roten klinker der friseursalon haarmonie. es ist nicht nur das letzte und erste haus der straße, sondern des gesamten ortes. wäre der ort „ringenber“ ein buch, dann wäre das rosa schild des haarstudios sein erster und sein letzter satz. vielleicht wäre es sogar ein ausrufezeichen.

ich bin ein bisschen aufgeregt. wahrscheinlich hatte für mich noch kein friseur-besuch jemals einen solchen eventcharakter. die ursachen dafür sind vielfältig: erstens ist der letzte termin aus offensichtlichem grund lange her. ich kann mich nur noch schemenhaft daran erinnern, wie man sich beim friseur verhält. zweitens – und daraus resultierend – hat das geschehen auf meinem kopf zu diesem zeitpunkt ausmaße angenommen, die sich sehr treffend als „ausmaße“ und spätestens seit april nicht mehr als frisur beschreiben lassen. hinzu kommt, dass es sich nicht um meinen szenigen friseur in der stadt handelt, der mit treibendem deephause und vintagemöbeln atmosphäre schaffen will, sondern um einen dorf-friseursalon, in dem ich noch nie war. es ist – ebenfalls aus offensichtlichem grund – das erste mal, dass ich neben kassierer*innen, der engeren nachbarschaft oder flüchtigen begegnungen auf abstand, mit menschen aus dem ort in kontakt trete. in der ereignisleere der letzten wochen, der unplanbaren wirklichkeit, erzeugt

die vorstellung direkten körperkontakts und die einer intimen gesprächssituation im friserspiegel spannungsgefühle in meiner magengegend. ich habe weder eine ahnung, was mich erwartet, noch, was meine haare erwartet. es ist – zugegeben etwas zugespitzt, aber auch ein bisschen wahr – der britney-spears-moment meines aufenthalts.

während der längsten haarwäsche meines lebens werden diese gedanken angenehm egal. das dudelnde formatradio, der chemisch-süßliche geruch des shampoos, die eierschalfarbenen haartrockner überhalb der frisiertische von einer firma namens „equator“ – alles vermischt sich in den kreisenden, shampooonierenden bewegungen zu einem einzigen wohltuenden erlebnis. so wie das interieur ein wenig aus der zeit gefallen ist, vergesse auch ich, rücklings im waschbecken hängend, welcher tag ist, oder wo ich mich befinde. ich vergesse fast ein bisschen, was ich hier überhaupt will. ich will, wenn überhaupt, dann einfach weiter massiert werden. irgendwann sagt die friseurin „so“ und ich öffne die augen, den blick gen equator.

auch das anschließende gespräch gestaltet sich angenehm. durch den zustand der welt im allgemeinen und den der friseursalons im speziellen ist für ausreichend inhalt gesorgt. außerdem lobt die friseurin mehrmals meine haare, das wiederum stimmt mich als durch und durch

korumpierbares wesen froh und ihr zugewandt. zwischen uns ergibt sich recht schnell eine stimmung, die man als nett und aufgeschlossen beschreiben könnte. was sie mit meinen haaren macht, lasse ich in britney-modus geschehen. hier noch ein bisschen? ja klar. ich sage zu keiner spülung nein und auch zu keiner pflege und am ende auch zu keinem öl. als sie mich fragt, wie ich meine haare sonst trage, muss ich lange nachdenken. im spiegel sehe ich auf der gegenüberliegenden wiese zwei rinder gras kauen. neben mir werden einer frau die haare rot gefärbt, sie leuchten wie klatschmohn.

als ich den friseursalon haarmonie wieder verlasse, fühle ich mich rundum gut und freue mich schon jetzt darauf, die nächste wiedereröffnete lokalität im ort zu besuchen. ob der schnitt etwas geworden ist, kann ich auch einige tage später nicht abschließend feststellen, weil meine haare auch dann immer noch mehr aus produkt als aus keratin bestehen und sich ihre form erst wieder in der sporadischen pflege meines silikonfreien bio-shampoos ergeben muss. ich glaube, es ist okay. und selbst wenn nicht, es hätte sich gelohnt. draußen rauschen die bäume grün und unaufgeregt, ein auto biegt um die kurve. sonst passiert nichts.



honig- straße

[15.06.2020]

Ich stehe also in rheurdt schaephuysen und habe die handbremse angezogen. während der knapp einstündigen autofahrt ist ein paar mal die frage aufgekommen, ob sich der weg lohnt. alles ist in die erste dickwattige schwüle des jahres gehüllt. außerdem ist feiertag. der nachmittag wirkt ein wenig beleidigt darüber, seine einladung zur trägheit abzulehnen und ihn stattdessen mit aktivität zu füllen. nach einer strecke, die über den rhein, unspektakuläre landstraßen, aber immerhin durch die alpen führt; mir den blick auf einige röhrend überholende heckscheiben mit tribal-aufklebern, erdbeerfelder und weiße waden in karierten dreiviertelhosen gewährt hat; mich mehrmals daran erinnert, dass er jetzt wohl da ist, der sommer 2020, erreiche ich eine steile einfahrt. es ist die auffälligste unebenheit, die aggressivste steigung, die mir in der region bisher begegnet ist.

jan kommt sie herunter und öffnet mir, er lebt hier mit niels. beide tragen kleidung, die worte wie „werkeln“ und „es gibt immer was zu tun“ nahelegen. während der nächsten zwei stunden zeigen sie mir ihren hof. relativ schnell muss ich feststellen, dass „hof“ nicht die richtige beschreibung für das areal ist, das die beiden – und seit kurzem auch jans mutter – ihr zuhause nennen. es



klings zu sehr nach landwirtschaft, nach nutztierhaltung, nach milchsteuer. was hier passiert, hat wenig mit pragmatik zu tun. die beiden haben sich – und es klingt so abgedroschen, wie es wahr ist: ein kleines paradies geschaffen. neben dem haupthaus, das sie bewohnen, gibt es eine garage, ein etwas muffiges gästehaus mit sauna, das noch zum partyhaus umfunktioniert werden soll, und einen weiteren verschlag, hier ist gerade ein pfaue drin, sagt niels und öffnet die tür, gibt den blick frei auf das dort ruhig und majestätisch thronende tier vor großen buntglasfenstern.

zwischen den gebäuden führt ein schmaler kiesweg durch bäume und brennholzstapel, es gibt eine wasserpumpe, wildwachsende blütenpflanzen, wildwachsende pflanzen ohne blüten, einen kirschbaum. am ende grenzt das grundstück an ein feld, man sieht nichts als feld. dahinter kommt nur noch holland, sagt jan. insgesamt laufen zwei pfaue über den hof, neben ihnen halten die beiden gänse und hühner, sie imkern, Honigstraße wurde der hof früher auch genannt. an der garage hängt noch das alte straßenschild. sie haben eine katze, einen hund, eine jugendliche gans, die sich verhält wie ein hund und uns während des spaziergangs auf schritt und tritt über das grundstück begleitet. sie hätte sich zu sehr an die beiden gewöhnt, sagen sie. auf der benachbarten wiese grasen zehn ziegen, das wäre praktisch, dann müssten sie die wiese nicht mehr mähen.

jan (38) ist polizist beim LKA und niels (32) ist arzt. sie haben sich vor fünf jahren entschieden, aus einem essener vorort aufs land zu ziehen. wobei das hier ja kein richtiges land wäre, sagt jan, man wäre schließlich schnell überall. er arbeitet weiterhin in duisburg, niels hat einen job in der gegend. beide kommen aus dem ruhrgebiet. ob ihnen etwas fehle, frage ich, wir stehen im riesigen bewaldeten gehege der hühner, das kaum ein gehege ist,

sondern eher wirkt wie ihr eigenes schattiges dorf. in der mitte steht der hühnerschlag wie eine kirche, im vergitterten krankenhaus unweit des zentrums pöppeln sie lädierte hennen aus legebatterien auf und die küken tun ihre ersten schritte. um das areal baumeln leere weinflaschen in der luft. wenn man nur sie betrachtet und die deko-elemente, die sporadisch, aber liebevoll-konsequent in gewächse, fenster, auf baumstümpfe oder zielsicher ins hoch gewachsene gras drapiert wurden, könnte man sich auf dem gelände eines kleinen, naturverbundenen festivals vermuten, auf dem verspielter bummeltechno läuft. wie um das Gegenteil zu beweisen, kräht einer der hähne laut.

nein, ihnen fehle nichts. sie wären auch in essen nicht diejenigen gewesen, die viel ausgegangen sind, auf konzerte oder ähnliches. im ort gebe es außerdem musik-programm und manchmal kabarett, normalerweise zumindest, das würde ihnen reichen. außerdem bekämen sie hier fast täglich besuch aus der nachbarschaft, man wäre hier sofort integriert gewesen. zur bestätigung kommt kurze zeit später ihr nachbar vorbei, um frische eier abzuholen. natürlich hätten sie sich am anfang gedanken gemacht, sagt jan, so als homo-paar hierher und reden würden eh alle, aber das wäre nie ein größeres ding gewesen. als die leute gemerkt hätten, dass sie vegetarier sind, waren sie überraschter. und erst, wenn sie keinen schnaps trinken würden, meint jan, würde es problematisch.

als ich zurückfahre ist es abend, die luft nicht mehr ganz so feucht. mehr neue beobachtungen gibt die autofahrt für ein szenisches ende des textes nicht her. ich habe trotzdem gute laune, weil ich das gefühl habe, zwei menschen getroffen zu haben, die die frage nach dem „wie wir leben wollen“ für sich richtig beantwortet zu haben scheinen; die zufriedenheit ausstrahlen, ohne es darauf anzulegen. das finde ich selten.

OST- WESTFALEN- LIPPE

96

LOTMAN/DROSTE-HÜLSHOFF

Ich wollte die Kulturregion als Gelände begreifen, das zu Fuß erkundet werden muss, ich wollte beobachten, wie Peripherie und Zentrum ineinanderfließen. Es ging mir um eine künstlerische Auseinandersetzung mit der These des russischen Semiotikers und Literaturwissenschaftlers Jurij M. Lotman, der zufolge kulturelle Innovation nur möglich ist, wenn Peripherie und Zentrum miteinander in Kontakt stehen, denn die Zentren, so Lotman, würden in der Wiederholung des Immergleichen erstarren, wenn nicht aus dem Peripheren Neues eindringe und das Bestehende destabilisierte. Dann aber schickten sie mich nach Ostwestfalen-Lippe und statt Lotmann las ich Annette von Droste-Hülshoff. Vielleicht bin ich am Ende dennoch meinem Vorhaben gefolgt, allerdings nur aus Versehen.



YANNIC HAN BIAO FEDERER (geb. 1986)
hat in Bonn, Florenz und Oxford Germanistik und Romanistik studiert und in Bonn promoviert. Für seine literarischen Texte erhielt er zahlreiche Preise: u. a. das Rolf-Dieter-Brinkmann-Stipendium (2017), den Harder Literaturpreis und den Hauptpreis der Wuppertaler Literatur Biennale (2018). Beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt wurde ihm der 3sat-Preis zugesprochen. 2019 erschien sein Debütroman „Und alles wie aus Pappmaché“ bei Suhrkamp.

EINS: Wendeplatz

Es ist schon spät, als ich meinen Koffer packe, ich stehe zu lange am Bücherregal, kann mich nicht entscheiden, am Ende vergesse ich den Droste-Hülshoff-Band, den ich auf jeden Fall mitnehmen wollte, er fällt mir erst am nächsten Morgen wieder ein, als ich schon zur Stadtbahn hetze. Stattdessen habe ich *Frost* von Thomas Bernhard eingepackt, ein Famulant reist im Auftrag seines vorgesetzten Assistenzarztes nach Weng, ein kleiner, düsterer Ort, so schildert es der Erzähler, die Menschen dort seien kleinwüchsig und schwachsinnig, die Wirtin macht ihm Avancen, die ihm sehr zuwider sind, der Maler, dem er nachspionieren soll, ist der Bruder des Assistenzarztes, er ist voller Hass, der Erzähler hilflos, hinter Wuppertal lege ich das Buch zur Seite, ich merke, es ist das falsche, jetzt gerade ist es das ganz falsche.

Ein älterer Mann setzt sich neben mich, er ächzt etwas und riecht, außerdem trägt er eigenartige Kopfhörer, sie sehen aus wie die Modelle, die man aus den Nachrichten kennt, wo sie am Kopf von Vladimir Putin klemmen oder an dem von Angela Merkel. Der Mann aber hat keine deutsch-russische Übersetzung im Ohr, vielmehr ein bassloses Scheppern, ich glaube Run DMC, er wippt mit dem Bein, ich sehe aus dem Fenster. Dann eine Frau in Blazer und Bluse, sie isst ein komplex belegtes Brötchen, ich entdecke Ei, aber auch Frikadelle und Gurke. Als sie aufgegessen hat, wischt sie sich den Mund mit einer Serviette, kurz darauf ist sie eingeschlafen, hängt mit der

Stirn an der Fensterscheibe, hinter der ein Waldrand vorüberzieht. Wiesen. Himmel. Häuser am Siedlungsrand. Einmal ein langes, hallenartiges Gebäude, daneben ein schmales Silo, vielleicht Futtermais oder Soja aus Brasilien. Die Bahn leert sich.

Altenbeken, Bad Driburg, die Frau schläft noch immer. Ich frage mich, ob ich sie wecken sollte. Hinter ihr dunkeln die Felder, sie atmet, als träumte sie. Die Ställe. Die Höfe. Manche verlassen, andere mit mehrstöckigen Anbauten. Die Dämmerung. Am Brakeler Bahnhof eine Reihe von Bushaltestellen, an keiner ist Bellersen angeschrieben, gegenüber noch mehr Bushaltestellen, also gehe ich über den Zebrastreifen, zwei Kleinwagen müssen halten, einer links, einer rechts, beide von Opel, aber nur einer mit Duftbaum. Ein Bus mit geöffneter Tür, der Fahrer raucht aus dem Fenster, ich frage nach der 585, er sagt, von Nummern weiß ich nichts, wohin willst du denn? Nach Bellersen, sage ich. Er nickt. Da fährst du gleich mit mir, aber drüben einsteigen, hier darfst du nicht. Danke, sage ich, ziehe meinen Koffer zurück über den Zebrastreifen, diesmal ein Mazda links, ein Audi rechts.

Ich bin der einzige Fahrgast, schaue hinaus. Drei Männer auf einem Parkplatz, gemeinsam starren sie auf das Heck eines BMW. Ich gucke auch hin, kann aber nichts entdecken. Dann Supermärkte. Ein Rossmann, der aussieht wie ein Edeka. Ein Rewe, der aussieht wie ein Aldi. Skulpturen

vor der Sparkasse. Ein bisschen Fachwerk. Ein Skatepark, darauf kleine Kinder mit Fahrrädern und Tretrollern, keine Halbstarken in Baggypants, kein 50-50 an der Curbbox, kein Heelflip auf der Quarterpipe. Dann freies Feld. In der Ferne Kräne und Einfamilienhäuser, eine Scheune. Windräder.

Ein Wald. Ein Bach. Eine Weide. Im Gras steht das Wasser. Höfe, Scheunen, keine Menschen, manchmal ein Auto, das uns entgegenkommt. Strommasten. Verstreut stehende Neubauten mit Solarzellen auf dem Dach. Eine Rutsche.

Dann biegen wir ins Dorf, die Straße windet sich durch den Ort, die letzte Haltestelle heißt Wendeplatz, ich steige aus und tatsächlich, der Bus macht kehrt, lässt mich zurück.

Hohl klappert mein Koffer auf dem Pflaster. Schöne Fachwerkhäuser, beinahe imposant, eine schlichte Kirche, ich glaube romanisch, eine Porzellanwerkstatt, kurz darauf ein Altbau, die Fenster schmutzig, wildes Gestrüpp, das am Gemäuer emporkriecht. Am Ende des Dorfes wird es kühl, ein paar Kühe stehen auf der Weide, ratlos, als hätten sie vergessen, was sie zwischen Tümpel und Holzverschlag verloren haben. Dann finde ich die Straße, die ich mir notiert habe, die Rezeption ist geschlossen, aber ein Umschlag klebt an der Tür, ich löse das Tesa, finde meinen Schlüssel. Innen taste ich nach dem Schalter, mache Licht, trete ein. Leise ticken die Nachtspeicheröfen, ein kleiner Wlan-Repeater blinkt in der Wand.

Nichts. Gar nichts. Ich höre nichts. Es fühlt sich an wie Druck auf den Ohren. Dann tippe ich weiter. Die Tastatur klappert. Es hilft.

Am Morgen wache ich auf, tapse ins Bad, es ist kalt, ich fummle am Elektroheizkörper, aber er will nicht anspringen. Als ich mich gewaschen habe, mache ich Kaffee, sehe aus dem Fenster. Erst Schneeregen. Dann nieselt es, fein, fast unmerklich. Gerade setze ich mich an den Schreibtisch, da

klopft es. Ich stehe auf, gehe zur Haustür, die aus Glas ist, ich kann niemanden sehen. Ich öffne, schaue nach links, nach rechts.



Den Vormittag verbringe ich am Romanmanuskript, dann bekomme ich Hunger. Ich ziehe mich an, Jacke, Schal, Mütze, draußen ist es kalt. Als ich die Haustür hinter mir ins Schloss ziehe, spüre ich es nasskalt in der Handfläche, es ist weiß und grünlich, auf dem Türknauf auch, ein Vogel muss seine Kloake darauf entleert haben. Ich gucke mich um, als könnte der Übeltäter noch irgendwo im Gebüsch sitzen, hämisch zwitschern, aber nur leere Sträucher um mich her. Keiner da.

Nachmittags bin ich zurück und müde, ich versuche zu lesen, schlafe aber ein, als ich aufwache, klopft es. Ich horche, schleiche zur Tür. Niemand.

ZWEI: TOTHOLZ

In den Wald, immer tiefer, irgendwo bin ich falsch abgebogen und zu stur, um umzukehren, es wird schon gehen, irgendwie. Anfangs noch eine ganze Reihe von Symbolen und Kennziffern für verschiedene Wanderrouen, A20, A21, AW, Historischer Agrarwanderweg, Droste-Hülshoff-Rundweg, jetzt aber nichts mehr, die Bäume ohne Hinweisschild, ohne Pfeil und Entfernungsangabe, ohne Logo des Regionalmarketings, manchmal liegen umgeknickte Buchen und Eichen auf dem Trampelpfad, manchmal versinkt der Weg in Schlamm. Irgendwann breche ich durchs Unterholz, stehe am Rand einer Weide, dahinter geduckte Hügelketten, davor ein Holzverschlag mit Wellblechdach. Links eine kleine, verlassene Ansammlung von Fichten oder Tannen. Dann, in einiger Entfernung, wieder Wald, aber nicht sehr dicht, blaues Licht schimmert zwischen den Stämmen hindurch. Darüber Windräder in unregelmäßigem Abstand, aber immer weit genug, um sich nicht in die Quere zu kommen.

Ich folge der Baumgrenze, in den Wipfeln lärmten Vögel, als ich näherkomme, verstummen sie, schweigend fliegen sie auf, wechseln den Baum, dann geht es wieder los. Später das Gleiche noch einmal. Als hätten sie Interna zu besprechen. In der Ferne ein Windrad mit doppelter Rotorzahl, ich staune, dann erkenne ich, es sind zwei, das eine vor dem anderen, wie eine Tanzchoreographie.



Einmal bleibe ich stehen, blicke zurück, sehe mir das Dorf an, wie es daliegt, eingefasst von Braun und Grün, über den Dächern eine niedrige Wolkendecke, ich beobachte, wie sie absinkt, sich zu Boden reckt, sich ergießt. Abseits hellt es auf.

Jetzt regnet es auch bei mir, sobald ich den Schirm aufspanne, hört es auf, ich packe ihn weg, dann fängt es wieder an.

Der Wald steht locker, manchmal hat er breite Schneisen davongetragen, mir fällt der Geruch von brennendem Kaminholz ein, der mir in die Nase stieg, als ich in Bellersen aus dem Bus getreten war. Anderswo schließt es sich schon wieder, struppiges

Man sieht so viel. Es ist ein Problem. Weil ich immerzu stehen bleiben muss und tippen muss, dass mir die Finger frieren, ich sollte gehen, später schreiben, aber dem Kurzzeitgedächtnis ist nicht zu trauen.

Geäst, störrisch und bräunlich steht es da, von Moos unterfüttert, undurchdringlich auch für den, der eine Axt mitbrächte. Es wehrt sich.

Man sieht so viel. Es ist ein Problem. Weil ich immerzu stehen bleiben muss und tippen muss, dass mir die Finger frieren, ich sollte gehen, später schreiben, aber dem Kurzzeitgedächtnis ist nicht zu trauen.

Mitten im Gestrüpp: Schneeglöckchen. Sie lassen den Kopf hängen, schwächlich blicken sie zum Moos. Ich kann es ihnen nachfühlen, es ist kalt und feucht. Und hinter ihnen, tiefer noch, kleine Kolonien zwischen schmalen, blattlosen Bäumen.

Immer wieder Wege, die unscheinbar ins Abseits führen, sie locken mich, aber ich gehe weiter, will nicht verschwinden zwischen Totholzhäufen und Gesträuch.

Abseits eine Amsel. Sie warnt. Vor mir. Irgendwo eine Motorsäge. Anderswo ein Specht. Alles arbeitet hier. Auch das Moos. Es klettert die Stämme hinauf, störrisch.

Seit Stunden kein Mensch, niemand, nirgends.

Überall Hochsitze, mir fällt auf, ich trage eine braune Jacke, gehe querfeldein, jetzt werde ich nervös. Ich mache ausladende Schritte, schlenkere mit den Armen, als könnte ich auf diese Weise

weniger mit einem Hirsch verwechselt werden.

Plötzlich eine Lichtung abseits des Weges, ich trete ins Offene, in die Sonne, wo es warm ist, Baumstümpfe, weißlich emporquellende Pilze, das Gras kniehoch, dazwischen ein schmaler Pfad. Dann fällt die Wiese ab, ein Hang, irgendwo fliegt ein Greifvogel auf, ich störe schon wieder. Unsichtbar, aber hörbar, die Landstraße Richtung Bellersen. Wie komme ich dorthin? Ich gehe weiter, plötzlich das Logo des Historischen Agrarwanderwegs, dann eine Schautafel mit einer Karte der umliegenden Ländereien, unterteilt nach Eigentümern: Freiherr von der Borch, Graf von der Asseburg, Stadt Marienmünster, Stadt Brakel, Freiherr von Haxthausen, ich glaube, das ist Verwandtschaft von Droste-Hülshoff.

Den Hang hinunter, über die Landstraße, über den Bach, der Brucht heißt, jetzt dämmert es. Rechts eine matschige Piste, sie führt zurück in den Wald, ich würde gerne, aber bald ist es Nacht. Einmal ein Hochlandrind, grimmig guckt es über den Zaun, Augen verborgen unter brauner Zottelmähne. Dann eine Kläranlage. Dann das Ortsschild.



*Seit Stunden
kein Mensch,
niemand,
nirgends.*

DREI: BELLERSEN

Den ersten Menschen, den ich sehe, sehe ich von hinten. Gebückt steht er da, macht sich an einem Gartenhaus zu schaffen, die graue Hose spannt über dem Gesäß, schrubbend, scheuernde Geräusche, kurz überlege ich, ob ich grüßen soll, aber ich fürchte, er könnte sich erschrecken, also gehe ich vorbei.

Noch ein Mensch, wieder sehe ich nur den gekrümmten Rücken, einen Hinterkopf, Gesäß und Beine, Gartenschuhe. Eine Frau, sie jätet Unkraut im Garten. Dann, am Haus gegenüber, ein Mensch von der Seite, er macht sich an der Regentonne zu schaffen, trägt einen langen Stab, an dessen Ende eine Vorrichtung sitzt, die ich nicht ganz

einordnen kann, ein Werkzeug jedenfalls. Von anderswo ein Fernseher, dumpf, hinter blickdichten Gardinen.

Plötzlich ein Jogger, ich grüße, er nicht.

Dann zwei Frauen, sie bleiben stehen, sehen mich an, ich blicke vom Handy auf, nur kurz, bald darauf notiere ich in die Notizen-App: Dann zwei Frauen, sie bleiben stehen, verstummen, sehen mich an, ich blicke vom Handy auf. Beide in Daunenjacke, die eine moosgrün, die andere blau. Beide tragen Halstücher, hell grundiert, blass bemustert. Beide mit Kurzhaarfrisur und Sonnenbrille. Die Gestelle ausladend, die Gläser undurchsichtig. Sie biegen um die Ecke, ich höre ihre

Stimmen wieder. Ausgelassen, fast fröhlich.

Ein Wandgemälde mit Hirsch, im Hals des prächtigen Tieres sitzt ein Belüftungsschacht. Ich schaue durchs Fenster, das daneben liegt, erkenne eine Einbauküche, eine Dunstabzugshaube. In den Gärten stehen Bäume, in den Bäumen sitzen Vögel, pfeifen, quietschen, lärmern regelrecht. Ich bin es nicht gewohnt, höchstens ein paar Spatzen und Tauben, die sich um herabgefallene Pommes Frites streiten, oder grellgrüne Halsbandsittiche, die scharenweise durch den Park ziehen, manchmal halsbrecherisch tief, dass Läuferinnen den Kopf einziehen, Radfahrer bremsen müssen. Hier aber nichts dergleichen.

Hinter einer Mülltonne ein Huhn. Dann noch eins. Und noch eins. Behutsam setzen sie ihre Krallen in den Rasen. Als bedächten sie jeden Schritt einzeln. Begucken sich das Gras. Die Erde. Oder das Gewürm dazwischen. Herab fährt ihr Schnabel.

Ein Mädchen, sie trägt einen Jute-Beutel, darauf „I <3 Höxter“. Ich gehe eine schmale Straße hinauf, entdecke einen Briefkasten in Eulenform, aus Bronze geschlagen. Kurz darauf ein Scheunentor mit Basketballkorb. Kurz darauf ein zweites Wandgemälde, diesmal ein Holztransport mit Leiterwagen, vorneweg ein Pferd, obenauf ein Mann mit Peitsche. Ich fotografiere, damit ich eine Gedankenstütze habe, wenn ich meine Notizen später ins Reine schreibe.

Mitten im historischen Ortskern, zwischen prächtigem Fachwerk und gedrunghenen Scheunen, ein modernes Wohnhaus, bodentiefe Fenster, oben steht ein Kind, es winkt. Ich freue mich, freue mich wirklich, winke zurück. Dann gehe ich weiter. Plötzlich öffnet sich unten die Haustür, ein Mann steht in der Tür, er ruft mich beim Namen. Kurz darauf sitze ich am Küchentisch, er reicht mir ein Glas Wasser.

VIER: DER ARCHIVAR



Frederik reicht mir ein schweres Buch über den Tisch, der Umschlag waldgrün. Kleine Chronik des Dorfes Bellersen. Der Autor ist ein Horst-D. Krus. Schenk ich dir, sagt Frederik. Oh, wow, sage ich. Das Kind steht im Flur, lugt schüchtern in die Küche, versteckt sich dabei halb hinter der Mutter, ich sage hallo. Das Kind heißt Antonia, die Mutter Andrea, beide sind kränklich und heute zu Hause geblieben, erzählen sie. Antonia quengelt etwas, aber als ich mit Frederik aus der Haustür trete, läuft sie uns neugierig hinterher, ich winke, sie winkt, dann wird es ihr unheimlich, sie rennt zurück in die Küche. Was denn?, höre ich Andrea von dort. Was ist denn?

Draußen erzählt Frederik von Horst Krus, dem ehemaligen Kreisarchivar, kürzlich verstorben, ein herber Verlust für das Dorf und die ganze Region. Er führt mich durch das Werkhaus, dem Vereinssitz, zeigt mir eine Ausstellung, die Krus noch selbst kuratiert hat. Es geht um einen Mordfall, um Hermann Georg Winkelhan, der den jüdischen Händler Soistmann Berend hinterlistig ermordete und dann floh. Um die von Haxthausens, das örtliche Adelsgeschlecht, das damals über Bellersen herrschte, und um die Tochter einer geborenen von Haxthausen, Annette von Droste-Hülshoff, die aus Winkelhan den Protagonisten ihrer Novelle „Die Judenbuche“ machte, Friedrich Mergel. Das Opfer hieß dort schlicht: Aaron. Würde man heute alles anders machen, sagt Frederik, deutet auf die Exponate, aber trotzdem, damals haben wir einen Preis bekommen. Aha?, mache ich und fotografiere die Schautafeln, damit ich sie später in Ruhe lesen kann. Krus sei ein Getriebener gewesen, habe

Krus sei ein Getriebener gewesen, habe einen unendlichen Forscherdrang gehabt. Zuletzt habe er sich Arabisch beibringen wollen.

einen unendlichen Forscherdrang gehabt. Zuletzt habe er sich Arabisch beibringen wollen. Ich blicke auf. Aha?, mache ich wieder. Die deutschen Archive seien so schlecht, habe er immer gesagt. Er habe in Algier recherchieren wollen, wo Winkelhan in Gefangenschaft und Sklaverei geraten sei, bevor Napoleon ihn freikaufen ließ. Aha, mache ich. Und dann, zack bumm, sei er tot umgefallen, einfach so. Das habe keiner erwartet. Frederik schüttelt den Kopf. Schlimm sei das für das Dorf. Für den Verein. Schweigend gehen wir durch die Ausstellung, ich trete so weit von den Sperrholzwänden weg wie möglich, um alles ins Objektiv zu bekommen. Er könne mir sein Haus zeigen, sagt Frederik irgendwann. Wessen Haus?, frage ich.

Warte hier, murmelt er, geht über die Straße, ich bleibe stehen, sehe an der Fassade hinauf, roter Klinker, Efeu und wilder Wein, nebenan ein schief stehender Verschlag mit Feuerholz, das feucht aussieht, der Garten ein Urwald, Gestrüpp und Sträucher mit verholzenden Stämmen. Der Aufgang zur Tür ist überdacht, eine Sitzbank mit Aschenbecher, der angefüllt ist mit verblichenen Zigarettenfiltern. Dann steht Frederik hinter mir, ein

klingender Schlüsselbund in seiner Hand.

Innen riecht es, modrig und schwer. Moment, sagt Frederik, geht hinein, ein blechernes Geräusch, dann das Klicken eines Schalters, endlich Licht. Staub liegt auf dem Boden, vor einer alt gewordenen Tapete hängen Bilderrahmen, ein Glückwunschschreiben adressiert an den Kreisarchivar a. D., eine Urkunde, daneben das Bellerser Wappen als Schnitzarbeit aus dunklem Holz. Links geht ein Raum ab, Bücher bis unter die Decke, in den Regalen, vor den Regalen, in der Mitte des Raumes stehen Regale gestapelt. Er hat alles gesammelt, sagt Frederik, alles, was mit der Region zu tun hat, oder mit Irland, Irland war ein Hobby. Mhm, murme ich, während ich die Buchrücken abgehe, sein Ablagesystem zu verstehen versuche. Die Säugetiere Westfalens. Die Amphibien und Reptilien Westfalens. Die Avifauna von Westfalen. Darunter: Die Geschichte des Corveyer Waldes. Verbreitungsatlas der Farn- und Blütenpflanzen Nordrhein-Westfalens. Historische Landkarten

Horst Krus war der Meinung, jeder große Denker müsse einen Schädel besitzen. Frederik zuckt mit den Schultern. Mir fällt ein: Goethe hat sich Schillers Schädel auf einem blauen Samtkissen bringen lassen.

Europas. Dann eine Illustrierte Geschichte der Medizin in sechs Bänden. Ein biographisches Lexikon in zehn Bänden. Ein Nachschlagewerk zum Deutschen Aberglauben in zehn Bänden. Neben der Tür ein beinahe mannshoher Stapel von Jahrgangsbänden der Westfälischen Forschung, außerdem vierunddreißig Bände Grimm-Gesamtausgabe. Abwesend streife ich durch die Räume, lege den Kopf nach links, nach rechts, nach links. Burgenkunde. Europas Wehrbau. Die deutsche Stadt im Mittelalter. Jüdische Literatur in Westfalen. Historische Orgeln. Barock in Westfalen. Wie viel Geld hier drin steckt, sagt Frederik, sieht sich um. Er muss jeden Cent in Bücher investiert haben. Ja, sage ich, kniend, um mir die Bände in den unteren Fächern anzusehen. Lexikon für Theologie und Kirche. Dörfliche Gesellschaft und Kriminalität. Lexikon der Philatelie.

Wir haben schon etwas aufgeräumt, aber du siehst ja selbst, er zeigt auf einen schiefen Stapel Unterlagen, Broschüren und Ordner. Plötzlich ein Menschenschädel, grinsend starrt er zwischen Buchrücken hervor. Hm, ja, macht Frederik. Horst Krus war der Meinung, jeder große Denker müsse einen Schädel besitzen. Frederik zuckt mit den Schultern. Mir fällt ein: Goethe hat sich Schillers Schädel auf einem blauen Samtkissen bringen lassen. Er soll einen geblühten Gehrock getragen haben, während er in Schillers Mundhöhle umherfingerte.

Oben geht es weiter, mehrere Regalmeter voll nummerierter Aktenordner. Das ist die Chronik, sagt Frederik, zieht einen heraus und schlägt ihn auf. Ausgeschnittene Zeitungsartikel auf Kopier-

Das war das Schlafzimmer seiner Eltern. Es wirkt unverändert, wie die Eltern es zurückgelassen haben. Echt? Frederik nickt. Das hat er also auch archiviert, murme ich.

papier geklebt, handschriftlich daneben Datum und Quellenangabe, manchmal zusätzlich mit Schlagworten versehen, dann in Klarsichthülle abgeheftet. Was für eine Fleißarbeit. Er hat alles archiviert, dokumentiert und abgelegt, alles, erzählt Frederik, während er den Ordner zurück ins Regal schiebt. Und das da ist das Fotoarchiv, ich drehe mich um, bemerke jetzt erst die Stapel von grauen und schwarzen Dia-Behältern. Bei jedem Dorffest, bei jedem runden Geburtstag ist er vorbeigekommen, hat fotografiert, das ist alles hier abgelegt, sagt er. Langsam wird mir klar, was hier lagert, zwischen staubigen Teppichen, vergilbten Tapeten, es ist das kollektive Gedächtnis eines Dorfes. Wahnsinn, sage ich. Wahnsinn, mehr bringe ich nicht heraus.

Frederik erzählt von Anträgen, die sie gestellt hätten, von einem riesigen Projekt. Sie wollten die Bibliothek unbedingt erhalten, das Archiv, und die Dias müssten digitalisiert werden. Unten solle ein Begegnungsraum für das Dorf entstehen, oben vielleicht ein Atelier für Kunstschaffende, Schreibende, wer auch immer sich mit Bellersen beschäftigen wolle, mit seiner Geschichte, mit der Region.

Am Ende des Ganges ein dunkles Zimmer, schemenhaft erkenne ich ein breites Doppelbett, darüber einen Bilderrahmen, verstreut stehende Möbelstücke. Ah, mache ich, das ist das Schlafzimmer gewesen? Nein, Frederik schüttelt den Kopf. Das war das Schlafzimmer seiner Eltern. Es wirkt unverändert, wie die Eltern es zurückgelassen haben. Echt? Frederik nickt. Das hat er also auch archiviert, murme ich. Wir schweigen. Hm, ja, macht Frederik dann. Draußen dämmt es.

Ich gehe über die Straße, sehe mir von dort das Haus an, für einen Moment wirkt es beinahe belebt, bewohnt, aber innen läuft Frederik durch die Räume, ich höre seine Schritte, nach und nach erstirbt das Licht in den Fenstern, bis alles dunkel ist, verlassen liegt es da. Die Haustür scheppert hohl im Rahmen, dann kommt Frederik die Treppe herunter. Der Garten, sagt er, zeigt mit dem Daumen über die Schulter, wie er die Fahrbahn quert, ist eigentlich auch eine Sammlung. Er hat sich für Botanik interessiert, alle möglichen seltenen Pflanzen hat er da draußen gehabt, konnte dir genau sagen, was das eine ist und was das andere. Aber jetzt, Frederik guckt zurück, jetzt ist es ein Dschungel.

Mit der Chronik unterm Arm laufe ich durchs Dorf, die Laternen springen an. Als ich die Tür aufschließe, brüllen die Rinder von der Weide.

FÜNF: DIE CHRONIK

Wieder klopft es, diesmal bin ich schnell genug, eine Meise, aufgeregt flattert sie um den Türknauf, pickt dumpf mit ihrem Schnabel gegen die Scheibe, sie setzt sich, fliegt wieder auf, als sie mich bemerkt, ist sie fort. Später sehe ich sie am Fenster, neugierig blickt sie hinein, was will sie nur? Sobald ich mich nähere, flieht sie, ich trete hinaus, sehe ihr nach, von irgendwo tschilpt es, aus sicherer Entfernung.

Ich mache Fortschritte, habe die Eieruhr entdeckt, die im Bad über der Steckdose sitzt. Wenn ich sie aufziehe, gibt die Steckdose Strom, mit einem hohlen Klick springt die Elektroheizung an, Wärme für zehn tickende Minuten. Später gehe ich hinaus, laufe an der Brucht entlang in Richtung Brakel, dann rechts den Berg hinauf und zurück ins Dorf. Im Frischehandel Schäfer kaufe ich Brot und Käse, ein wenig Obst, Nudeln, eine Fertigsoße. Die Registrierkasse ist alt und mechanisch, fast traue ich mich nicht zu fragen, ob ich mit Karte zahlen kann. Na klar, sagt Frau Schäfer, reicht mir das EC-Terminal über die Theke.

Dann sitze ich wieder an der Chronik, blättere durch die Jahrhunderte. Krus fängt von vorne an, ganz von vorne, im siebten oder achten Jahrhundert, in dem das Dorf gegründet wurde, vermutlich von einem Mann namens Balder oder Baldhari. Der Winter 1072/73 ist mild, vier Jahre später fällt er dagegen streng aus. 1181 tragen die Bäume schon im Februar Früchte, einige Jahre darauf liegt bis Pfingsten Schnee. Der Kirchenzehnt geht an Kloster Corvey.

Der Tag, an dem die Haxthausens ins Spiel kommen, ist der 13. März 1465. Krus zitiert aus der Urkunde: „Wir Simon von Gottes Gnaden Bischof von Paderborn [...] haben belehnet und belehnen in diesem Brieff unsern lieben getrewen Godtschalk

von Haxthausen undt seine Erben mit der Apenborgh und mit allen ihren Zubehoerungen [...]“. Das Gut Abbenburg liegt an der Landstraße nach Bellersen, die Haxthausens residieren dort noch heute. 1479 expandieren sie, erhalten weitere Lehen, diesmal aus Corvey, darunter Bökendorf, wo der Bökerhof liegt, das Anwesen also, in dem später Annette von Droste-Hülshoffs Großeltern wohnen, wo die Gebrüder Grimm ein und aus gehen, Brentano, aber auch der Jurastudent Heinrich Straube, ein Bürgerlicher, der die adlige Dichterin umwirbt, kurz darauf stößt August von Arnswaldt hinzu, auch er macht ihr den Hof, aber es ist eine Intrige, in die ihre Verwandtschaft verstrickt ist, sie wird bloßgestellt, reist ab, erschüttert. Fortan meidet sie den Bökerhof, überhaupt die Haxthausens, erst siebzehn Jahre später traut sie sich zurück, zieht es aber vor, in der Abbenburg zu nächtigen, der Bökerhof bleibt ihr suspekt. Bei Krus kein Wort zu Droste-Hülshoffs Jugendkatastrophe, für das Jahr 1820, in dem sich diese zugetragen hat, nur zwei Einträge. Bellersen und Bökendorf errichten gemeinsam ein Pfarrhaus. Ludwig Emil Grimm malt eine Karikatur. Eine Kaffeerunde beim Bellerser Pastor.

Ich blättere zurück, bleibe an der Paderborner Reformation hängen. Bischof Hermann ist von Luther offenbar sehr beeindruckt, 1545 will er die katholischen Zeremonien abschaffen, kurz darauf gibt er sein Amt auf. Sein Nachfolger ist erst 1578 gefunden, er ist verheiratet, will das Hochstift in ein weltliches Fürstentum überführen, aber er stirbt, bevor er das verwirklichen kann. Dann kommt Bischof Dietrich von Fürstenberg an die Macht, ein strammer Gegenreformer. „Das ist die grobe Skizze der Entwicklung, die auch in Bellersen ihren Niederschlag findet“, kommentiert Krus. Man merkt, er hätte hier gerne ausführlicher berichtet.

Dann Konflikte zwischen Dorf und Adel, 1644 beschwert sich der Pastor, die Haxthausens hätten dem Gesinde ketzerische Schriften vorgelesen. Ich rätsele über diesen Eintrag, kein Hinweis, welcher Art diese Schriften gewesen sein könnten. Kurz darauf gibt es Streit um Holz, die Bellerser klagen vor dem Reichskammergericht, sie haben ohne Genehmigung im Wald geschlagen, der Förster hat alles beschlagnahmt, was die Bellerser nicht akzeptieren, störrisch haben sie es dem Förster wieder abgenommen, sie wollen es als Baumaterial für das Haus des Küsters nutzen. Daraufhin fordern die Haxthausens 20 Taler von ihren Untertanen, die ihrerseits Klage gegen ihre Herren erheben, zuerst in Paderborn, dann in Speyer. Irgendwann geht es um einen Graben auf dem Schmandberg und um die Frage, ob der Graben das Waldstück markiert, in dem die Bellerser schlagen dürfen oder nicht, auch das Mastgeld ist von Bedeutung, das bezahlt werden muss, um Schweine darin zu treiben, ich komme nicht ganz mit.

1780 stirbt Pastor Böger. Krus notiert akribisch seinen Hausstand: „Im Pastorat werden vorgefunden: In der Stube eine Bettlade mit Gardinen mit einem Unterbett, zwei Kissen und zwei Pfühlen (Daunenbetten); ein Tisch; sechs neuwertige Stühle; drei alte Stühle; zwei kleine Tische; zwei Fensterläden, neun einfache Bilder; eine Flinte; sechs Karthienne“, hier macht Krus ein Fragezeichen, offenbar weiß er auch nicht, was das sein soll, ich google, finde vier Einträge, alle auf portugiesisch, außerdem Bilder, einmal eine freundliche Ärztin, die auf die stilisierte Darstellung einer Gebärmutter deutet, außerdem eine Frau mit Lupe vor dem Gesicht.

Ich lese und lese, 1788 schreibt Winkelhan, der mutmaßliche Mörder des Soistmann Berend, einen Brief aus Algier an den Fürstbischof in Paderborn, er bittet, man möge ihn aus der

Sklaverei freikaufen. Vergeblich, sein Gesuch wird zu den Akten gelegt, solche Bittschriften, notiert Krus trocken, gehörten zum Geschäftsmodell des damaligen Sklavenhandels.

Ich überblättere strenge Winter, Namensregister, statistische Erhebungen, auch einen Jungen, der tödlich vom Huf seines Pferdes getroffen wurde. 1936 halten Bellerser Schweine den Wagen von Adolf Hitler auf, der Hirte vertreibt die Tiere von der Fahrbahn, Hitler steigt aus, bedankt sich mit Handschlag. Am Ende bleibe ich bei einem Eintrag von 1956 hängen, ein Lehrer schickt seinen Schüler Terpentintin holen, übergießt damit den Nachbarhund, ein Freund des Lehrers steckt ihn in Brand. Die Putzfrau hört das Jaulen und Winseln, findet und löscht das brennende Tier mit einem Eimer Wasser, es ist schwer verletzt, der Metzger tötet es mit einem Bolzenschuss. Vor Gericht behauptet der Lehrer, er habe dem Hund nur eine Lehre erteilen wollen, um ihn von seiner Hündin fernzuhalten. Der Freund gibt an, er habe das Tier keinesfalls anzünden, ihn mit der brennenden Lunte lediglich vertreiben wollen. Sechs Wochen Gefängnis ohne Bewährung. Sie gehen in Revision. Es bleibt bei vier.

Es wird spät, aber ich lese weiter, es geht um die Bundestagswahlen, um den Stand der örtlichen Viehhaltung, aber auch um Schützenfeste und den steigenden Wasserverbrauch, irgendwann schreke ich auf, das Licht brennt noch, draußen dämmt es wieder, ich liege halb auf der Chronik, aufgeschlagen, ein bisschen verknickt. Herbst 1990. Die Kläranlage bekommt einen zweiten Block, außerdem einen Schönungsteich.

Schönungsteich, denke ich, als ich Zähne putze. Schönungsteich, als ich Kaffee koche. Ich gehe vor die Tür, laufe in die Bruchtauen, passiere die Anlage, den Tümpel, in der eine Ente sitzt. Schönungsteich, denke ich.

SECHS: SCHATTENWURF

Als ich aus dem Haus trete, schaltet Frederik die Scheinwerfer ein. Ich gehe hinüber, öffne die Beifahrertür, sage hallo, aber wir verzichten auf den Handschlag, inzwischen ist das besser. Und?, frage ich. Was ist der Plan? Och, macht er, einen Plan gibt's eigentlich nicht, ich dachte, wir fahren durch die Gegend. Okay, sage ich. Klingt gut.

Ein Stück Landstraße, dann biegen wir in die Feldwege, vor uns ein Windpark. Was meinst du, wie hoch die Dinger sind?, fragt Frederik, zeigt auf eine der Anlagen, er bremst, lässt den Wagen ausrollen, über uns die Rotorblätter. Keine Ahnung, sage ich, lege dabei den Kopf schräg, um bis zur Nabe sehen zu können. Also, der Kölner Dom hat 157 Meter, sagt er. Hm, mache ich. Vielleicht achtzig oder neunzig? Frederik schüttelt den Kopf. Die Nabe liegt bei hundertfünfzig, mit dem Rotorblatt bist du bei über zweihundert. Etwas Kies spritzt auf, als der Wagen beschleunigt, ich stelle mir vor, ein Windrad auf dem Roncalliplatz, wenn man vom Hauptbahnhof käme, sähe man die Rotorblätter hinter dem Dom aufsteigen, absinken, aufsteigen und absinken, gleichgültig, träge.

Hört man die Dinger eigentlich? Frederik nickt, ja, schon, sagt er. Aber mich stört es nicht. Andere schon. Wie hört sich das an?, will ich wissen. Naja, es ist so ein Flappflapp-Geräusch. Aha, mache ich. Flappflapp. Die Straße steigt an, ein LKW kommt uns

entgegen. Der Schattenwurf, sagt Frederik, der ist schwieriger. Ich gucke fragend. Also, setzt er an, stell dir vor, das Windrad steht leicht erhöht und die Sonne tief, dann kann es sein, dass es in dein Wohnzimmer blinkt. Licht. Schatten. Licht. Schatten. Oh, mache ich. Mhm, macht er. Aber das ist alles reglementiert, die Betreiber müssen eine Schattenwurfprognose erstellen, und bei dreißig Minuten pro Tag ist Schluss, dann muss das Ding abgestellt werden. Ich schaue in den Rückspiegel, der Windpark verschwindet hinter Bäumen.

Breite Schneisen im Wald. Es wird schon viel geschlagen, nicht? Ja, sagt Frederik, das ist alles tot, die letzten Sommer waren zu heiß, die Fichten geschwächt, und dann kam der Borkenkäfer. Guck mal dort, er zeigt auf eine Hügelkuppe vor uns, bräunlich bewaldet. Die ist bald kahl. Und dort drüben ist auch nichts mehr zu retten. Ich sehe Baumstümpfe, geborstene Stämme, die im Dickicht liegen, drumherum Gestrüpp. Klimawandel, sagt Frederik, dazu die Sturmschäden.

Im Schloss Corvey halten wir im ersten Hof, in den zweiten will Frederik nicht fahren, dort wohnt der Herzog. Der Herzog?, frage ich. Ja, sagt Frederik. Und da, er zeigt auf eine doppeltürmige Kirche, besäulte Aussparungen im Verbindungsgang, da liegt Hoffmann von Fallersleben begraben.

Immer wieder Herrenhäuser, manchmal mitten im Wald, manchmal am Rand eines Dorfes,

Der Schattenwurf, sagt Frederik, der ist schwieriger. Ich gucke fragend. Also, setzt er an, stell dir vor, das Windrad steht leicht erhöht und die Sonne tief, dann kann es sein, dass es in dein Wohnzimmer blinkt. Licht. Schatten. Licht. Schatten.

gepflegt, meist brennt Licht in einem der Fenster. Hier, sagt Frederik, und hier, er zeigt auf leerstehende Ladenflächen, während wir durch Nieheim rollen. Und hier auch. Die Schaufenster verhangen mit Plastikfolie. Einmal ein Geschäft mit schmutzigen Scheiben, in dem aufgerissene Kartons stehen, dazwischen Kleiderständer und gefaltete Pullover, über der Ladenseite steht noch: Schulbedarf Meyer. Wir biegen in Straßenzüge, die frisch gepflastert sind, Fachwerk oder rot gemauerte Häuser, es ist hübsch. Dort, sagt Frederik, und dort auch, ich verstehe nicht ganz, erst auf den zweiten Blick erkenne ich heruntergelassene Jalousien, Lampenkabel, die einsam aus der Decke lugen, manchmal auch Putz, der von den Wänden blättert, ein wenig nur.

Es dämmt, wir schweigen. Irgendwann frage ich: Aber Bellersen geht es besser, nicht? Ja, sagt Frederik. Schon. Gibt es denn Leerstand dort? Kaum, sagt Frederik, kaum bisher. Dann frage ich, ob ihnen die Zeit nicht in die Karten spielt, die Mietpreise in den Städten, der Verkehr in den Straßen, der Feinstaub, die Digitalisierung. Klar, sagt Frederik. Klar. Aber bis es so weit ist, müssen wir hier weitermachen. Ja, richtig, sage ich. Stimmt.

Der Wagen schmiegt sich in die Kurven, wird vom Wald verschluckt, als er uns wieder ausspuckt, ist es dunkel. Überall blinkt es, rhythmisch und rot, es könnte eine Raffinerie sein, aber es ist nur ein Windpark. Spielst du Fußball?, fragt Frederik irgendwann. Nein, sage ich, eigentlich nicht. Du? Frederick



nickt. Aber nur noch Alte Herren. Wir biegen ins Dorf. Bei der Stadtmeisterschaft vor einigen Jahren, erzählt er, gab es noch eine Mannschaft aus Brakel und acht Mannschaften aus den umliegenden Dörfern. Der TuS Bellersen hatte so viele Aktive, er hätte zwei Mannschaften ganz allein stellen können. Heute gibt es noch fünf. Fünf?, frage ich. Ja. Fünf. Sie haben sich mit Nethetal und Bökendorf zusammentun müssen. Oh, mache ich.

Ich steige aus, Frederik startet den Motor, rollt auf die Straße. Als ich ins Haus trete, ist es still. Die Nachtspeicheröfen knacken, das WLAN-Gerät blinkt. Ich öffne ein Fenster, draußen wieder die Kühe von der Weide. Klagend fast. Ich klappe den Rechner auf, entsperre den Bildschirm, ein leeres Dokument schaut mich an, fragend blinkt der Cursor, fragend und ratlos, irgendwie.

SIEBEN: BYEBYE BELLERSEN

Ich räume den Kühlschrank aus, zwei Joghurts, ein abgepackter Bulgursalat, ein Rest Käse. Auf der Anrichte noch ein wenig Brot, außerdem Kaffee, Öl und Essig, ein paar Gewürze, Müsli. Aus dem Kaminofen ziehe ich die metallene Schublade, lasse die Asche in die Büsche rieseln, einmal kommt Wind auf, ein weißer Nebel steigt auf, sinkt ab, fort ist er.

Im Badezimmer nehme ich Duschgel und Shampoo aus der Halterung, Zahnbürste und Deo von der Anrichte, lege alles in den Kulturbeutel. Ein altes T-Shirt hängt an der Tür, seit Tagen schon, ich nehme es vom Haken.

In den Koffer packe ich auch eine Flasche Apfelbrand vom Heimatverein, die Früchte stammen von den Streuobstwiesen auf dem Schmandberg. Außerdem einige Gläser aus der Imkerei, Akazienhonig, Rapshonig, Tannenhonig, Kornblumenhonig.

Dann sammle ich die Bücher vom Sofa, vom Bett, vom Schreibtisch, eines finde ich auf der Veranda, ich kann mich nicht erinnern, wann ich es dort abgelegt habe. Unter dem Sofa ein zerknittertes Westfalenblatt, eine Wanderkarte, die mir nicht gehört. Ich sortiere Unterlagen und Broschüren, schmeiße einiges in die Papiertonne, und doch wird das Gepäck immer unüber-

sichtlicher, zum Glück werde ich abgeholt, an Bus und Bahn ist zurzeit nicht zu denken.

Als wir auf der Landstraße fahren Richtung Hinnenburger Forst, ganz plötzlich, braune Flecken auf der Wiese, am Waldrand, ich sehe sie aus dem Augenwinkel, dann erst gucke ich hinüber, erkenne die Herde, Rehe oder Hirsche, sie stehen da, recken ihre Häupter, aufmerksam, aber nicht verängstigt, fast glaube ich, sie sehen uns nach.

In den Nachrichten die neuen Zahlen. Der Gesundheitsminister erklärt, es sei die Ruhe vor dem Sturm. Keiner könne sagen, was komme. Ich denke, er hat doch gesagt, es kommt ein Sturm. Der Himmel rot, davor dürre Äste, manchmal ein Gehöft, es fühlt sich seltsam an, unwirklich und mulmig. Als ginge etwas zu Ende.



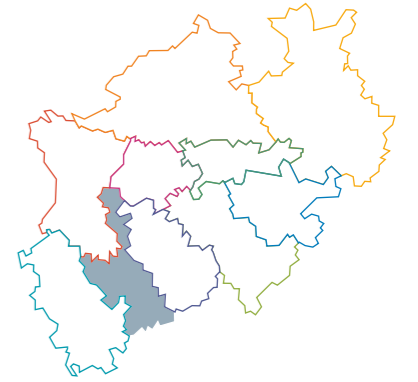
RHEINSCHIENE

114

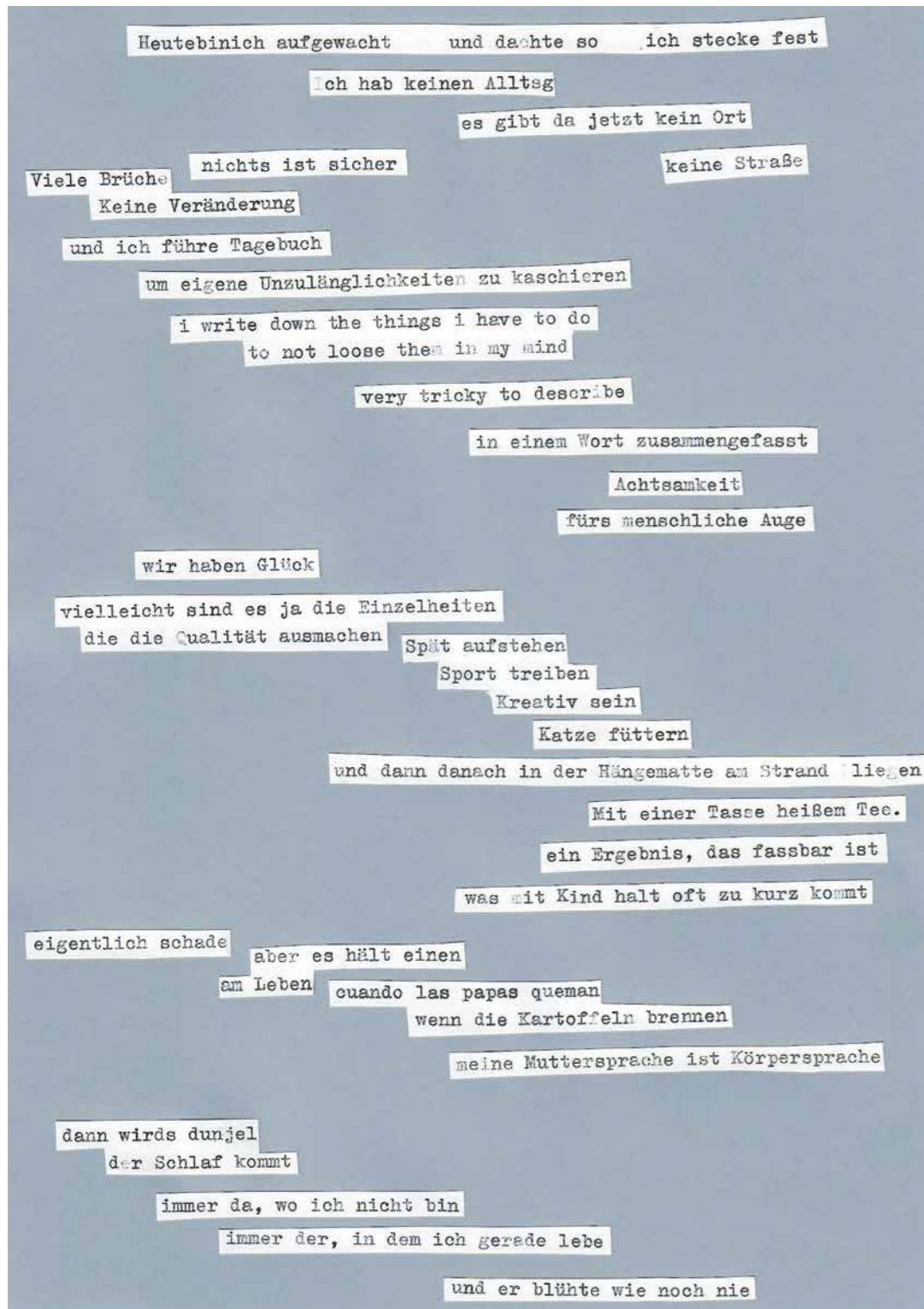
LUPE UND LINSE

Den ungeliebten, scheinbar monotonen Alltag einmal genauer unter die (schriftstellerische) Lupe sowie unter die (Foto-)Linse zu nehmen war mein Ziel, als ich im März in die Rheinschiene zog. Dann stand die Welt plötzlich still – und der Alltag Kopf. Wie sich das anfühlte, haben mir 20 Interviewpartner erzählt. Menschen zwischen 4 und 66 Jahren, die sich selbst als Schauspieler, Aussteiger, Studentin, Mutter, Hausfrau, Künstler, Fotograf, Opernkapellmeister, Tänzer, Geschäftsführer, Lyrikerin, Wirtschaftswissenschaftler, Reinigungskraft, Büromöbelverkäufer, Arbeitslose, Journalist, Kommunikationswissenschaftler, Soziologin, Autorin, DJ, Lehrer und Illustrator bezeichneten.

Der Clou: Alles wurde direkt auf der Schreibmaschine mitgetippt, somit ist jedes Blatt ein Unikat. Die Interviews sind aufgrund der persönlichen Themen anonym, nur ein Detail jedes Interviewten wurde fotografisch festgehalten, wie ein Tattoo, die Silhouette, das Kopftuch.



LARISSA SCHLEHER (geb. 1993) hat in Stuttgart die abenteuerliche Kombination aus Wirtschafts- wissenschaften, Pädagogik, Theologie und Germanistik studiert. Für ihre literarischen Arbeiten wurde sie vielfach ausgezeichnet: u. a. mit dem Lyrix-Preis des Deutschland-funks, dem Sonderpreis beim Literaturwettbewerb des Bezirks Schwaben und dem StoryApp-Preis des Münchner Kurzgeschichtenwettbewerbs. Sie war eingeladen zum Treffen junger Autoren, zum Irseer Pegasus, war Stipendiatin des Kunstsommers Irsee, der Montségur Akademie und Artist in Residence in Vechta. Ihr Debutroman wurde vom Förderkreis deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg gefördert.



Fragmentpoesie

Lyrik aus Interviewfragmenten.

Kopieren, zerschneiden, neu zusammensetzen.

So entstand auch das Gedicht auf der linken Seite, es besteht aus Fragmenten aller 20 Interviews.



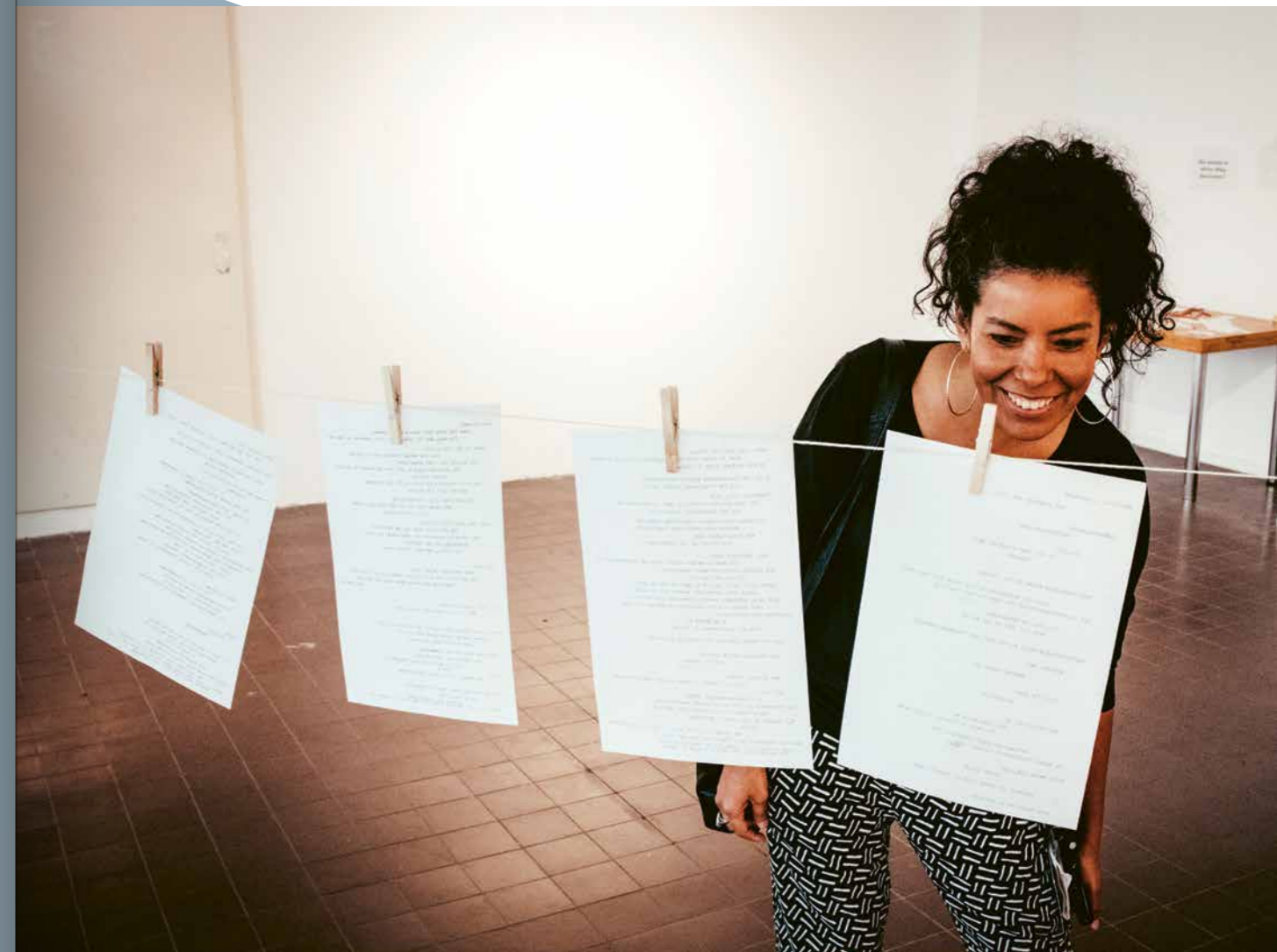


10 Fragen an 20 Menschen

Entstanden sind Gespräche zwischen 60 Minuten und 6 Stunden. Interviews zwischen 28 Zeilen und 21 Seiten. Gespräche über Kaffee, Kunst und Katzen. Über Korruption, Rassismus und Waffenschmuggel. Wäscheberge, Homeoffice und Heimatverlust.

Auf den folgenden sechs Doppelseiten findet ihr alle 10 Fragen – und einen Ausschnitt aus jedem der 20 Interviews.

Weitere Fotos, Hintergrundinformationen und alle Interviews in voller Länge gibt es in meinem Buch. Erhältlich beim Literaturbüro NRW unter: maren.jungclaus@literaturbuero-nrw.de





Wie würdest du deinen Alltag beschreiben?

Oh Gott was für ne schwierige Frage

LACHT

ich wrd mein Alltag als Phasen beschreiben

Phasen wo ich nur Hausfrau und Mutter bin

Phasen wo ich Autorin bin

ich kann mich nie auf eine ganz konzentrieren

das ist eben schwierig als Familie

jeder Tag is neu

Aufstehn

Kucken was die Kinder sagen

Rausgehen

Kucken was der Tag so bringt

Arbeiten

Leute treffen

Am Abend kommen alle zusammen von der Familie

dann wirds dunjel

der Schlaf kommt

Welcher Ort repräsentiert deinen Alltag?

Ja, also

mein Ort liegt in mir selbst

der physische Ort ist relevant, solange er mir Ruhe gewährt

überall wo ich stehen kann, lesen und schreiben

ist mein Ort

in Deutschland war ich in einer Buchhandlung

und...400, 500 Krimis

zehn Regale

da habe ich gesagt...du musst nur einen Tag nach Lateinamerika gehen, da hast du deinen Krimi

in real

hier ist es für mich wie in einem Kindergarten

alles ist aufgehoben, alles ist sicher

ich weiß, dass das viele Deutsche nicht so sehen

sie seit 2016 unsicher sind

und ich sage ah ja

aber für mich ist es nicht so

hier ist alles so sicher

so geordnet

hat Struktur

diese Sicherheit ist für mich Gold

ich sehe kein Chaos

wo ist hier Chaos

LACHT

Welcher Gegenstand repräsentiert deinen Alltag?

Computer

die ganze Kommunikat on läuft über den Computer
Meetings, Briefe, Bilder
dazu bin ich persönlich mit Leuten über Foren usw. in Kontakt
das nimmt erstaunlich viel Platz ein

tatsächlich gabs ne Zeit in der ich sehr viel mit dem Computer
gemacht habe, künstlerisch
jetzt zeichne und male ich wieder mehr
dass war eher ne zufällige Entwicklung
über den Kontakt zu andere Zeichnern
über das Internet
um an einem Punkt anzusetzen, wo ich früher schon mal war

wenn man Geräte ins Krankenhaus bringen will
und dann sieht man die Kampfbomber auf sich zukommen
die modernsten Geräte
und die treffen nicht uns
sondern das Haus einer 12köpfigen Familie
man hört Martinshörner in allen verschiedenen Klangfarben
weil die von überall herkommen
und man kann gar nichts mehr machen
nur noch Leichen beiseite schaffen



Beschreibe deinen Alltag mit 3 Begriffen.

Selbstgestaltet

verantwortlich
Zeit

Achso, du brauchst jetzt Schlagworte

Verunsicherung
Hoffnung
und Gelassenheit



Hat sich dein Alltag je nach Lebensphase verändert – und wie?

Ja, unbedingt
also die online Zeit
die ich als nicht reale Zeit wahrnehme
hat sich verlängert
alle Kollegen waren plötzlich ständig online
so als gäbe es plötzlich keine Zeitzone mehr
keine Pause, keine Nacht
weil ständig neue Ideen reinkame
es ist sehr viel langweiliger
sehr viel anstrengender
was eigentlich nicht zusammen passt
aber passt eben doch
weil die Menschen fehlen
jetzt geht es ja auch irgendwie
und es entsteht auch eine Nähe
aber es ist doch nur ein Bild
unscharf, verschwommen
verpixelt
ich finde es spannend, dass die Zeit so eine Unschärfe macht

2010
da hat mein bester Freund mich verraten
weil man als Vorstand vorsitzend arbeitet
hat man ja auch ein Beraterteam
mit denen man Entscheidungen herbeiführt
letztlich ist das der beste Platz den man bezahlt bekommt
selbst bei der Rede die man bei der Hauptversammlung seinen
Aktionären vorliest, ist ja kein Wort von mir
also eigentlich als Vorstand ein sehr gut bezahlter Pressesprecher
von..also 2009 habe ich den Firmensitz von Siegburg nach Köln
verlegen lassen
und da hat das Finanzamt Köln mal anfangen lassen
historisch die Mittelherkunft nachschauen lassen
und die Akten wurden übergeben
ich wurde eingeladen die Ergebnisse zu sichten
in der City of London ist das
dort wurde ich in einen Besprechungsraum geführt
wo riesige Aktenstapel lagen
drei Aktenordner
der erste sagte aus
wir machen weiter bis hier
und lassne Sachen weg, die verschleiern
zweiter Ordner war, wir geben Teilschuld zu
und der dritte Berg war, das Unternehmen in der Gänge
zu liquidieren
weil rauskam dass der damalige Firmengründer in Moskau Geschäfte
gemacht hat, in Russland
er hat das Messegelände in Moskau gebaut
die Bauteile wurden hier in Deutschland gefertigt
und made in Germany nach Moskau verschifft
in Moskau wurden die Kisten geleert und neu bestückt
mit Kalschnikow und so weiter und weiter nach Mali und so weiter
geschickt
also sind die Original dahinter angekommen
nur eben keine Messen gebaut, sondern Menschen getötet
die Messen sind nie gebaut worden



Wie sieht dein idealer Alltag,
dein „Wunsch-Alltag“ aus?

Ich würde vermuten wie der Alltag eines Rentners
Also um 7 aufstehen stimmt nicht,
aber Blumen gießen, einkufen, lange Spaziergänge
ausgedehnte Telefonate, Müßiggang

Ja, eigentlich wäre ein Halbtagsjob am Besten für mich
das sind die Phasen wo ich am glücklichsten bin

Mhm

Dass ich alles abschirmen könnte
was mich daran hindert

in der Arbeit "in Schwingung" zu bleiben

im Grunde genommen

das was n Romanautor braucht um überhaupt mit dem Roman anzufangen

die Literatur benennen ja immer die Schreibblockade als individuelles
Problem, dabei ist das Spartenübergreifend

bei allen anderen

heißt das

allgemeine Schaffenskrise

Eigentlich ist die zentrale Aufgabe eines Kreativen
dafür zu sorgen, dass dieser Raum erhalten bleibt

Alexander Kluge hat neulich in einem Interview zum 90.

Geburtstag von Enzensberger darüber berichtet, wie sich Enzensberger
immer über die Leute lustig gemacht hat, die Schreibprobleme hatten

und er mit 90 immer noch nicht verstehen würde, wie es so was gibt

ich glaube, je früher man das begreift, desto weniger Ärger hat man damit
und im Übrigen

was wollt ich jetzt sagen?

LACHT

Achso...wenn man sich für was entscheidet, bedeutet das auch immer,
dass man sich gegen was entscheidet, das man nicht auf jeder Dorfhochzeit
mitjonglieren kann, nur weil einem da n Schnaps hingehalten wird

Ich muss mich ständig wieder neu entscheiden.

Aber man darf den Materplan nicht aus den Augen verlieren.

Beschreibe deinen Wunsch-Alltag mit 3 Begriffen.

Keine Termine.

Tee trinken

Buch lesen

Uff.

Das ist jetzt gemein.

Ausgeglichen

Oh Gott.

Zusammen sein

und

Spaß haben.

Wie soll dein Alltag in 5 bis 10 Jahren aussehen?

Boah.

Das ist ja so ne Zukunftsprognose

das ist ja immer schwierig

ich weiß auf jeden Fall, dass ich nichts anderes machen möchte
als künstlerische Arbeit

dass ich mich für nichts anderes eigne

deswegen werde ich immer wieder zu dem Genre zurückkomme

ansonsten wäre ich sehr traurig

sehrsehrsehrsehrsehr traurig

Langeweile ist das schlimmste

Routine

ich hoffe, dass mein Alltag spannend wird

abwechslungsreich ist

mit interessanten Menschen

keine Kompromisse

ich möchte mich nicht selbst aufgeben

für gesellschaftliche Normen

my mother movee six years ago to germany

shw met my stepfather online, now she lives here with him

i did my bachelor in brazil

in communication sciene and journalism

and two years ago i moveed to germany

i live in the same building like my mother

not in d..the same house, but in the same building

because it belongs to my stepfather

i want more...my own space

my own valies

also economic independence



Wie in 20 Jahren?

it's a good question
probably i would have children in 15 years
LAUGHS
hopefully i wok in something that makes me happy
living in a place i feel at home

Auf jeden Fall sollte der Ort sich ständig ändern.
Dass ich meine Position auf jede Fall verändere
Dass ich an neue Orte komme, wo ich das, was ich mache
noch intensiver machen ka n
Das, was ich mach, soll sich nicht unbeingt ändern
Aber dass der Raum dafür immer besser und schöner gestaltet wird
und mit Raum ist halt...damit sind die Leute gemeint
d e mich dann noch umgeben

Was denkst du, wie er wirklich aussieht?

also mein Alltag, wie ich ihn mir wünsche, ist schon anders
eine Diskrepanz zu dem wie ich ihn habe
mein Alltag, ist,

dass ich mich zu mülle,
dabei ist mein Traum, dass ich alles wegwerfen,
und mit einem Koffer durch die Welt ziehe

das is ja auch schön, dass wenn Google so Definitionen raushaut,
dass es dir zusteht, deinen Alltag so zu gestalten,
dass er dir Spaß macht
früher hat wahrscheinlich jeder Pirat im Strahl gekotzt, wenn er wieder
rausfahren musste, und heute will je d r Pirat werden
LACHT

Ich denk, der wird sich nicht so stark von dem jetzigen ujterscheiden
Nur dass ich sicherer sein werde

und erfolgreicher mit dem was ich tue
und dass ich hoffentl ch
mehr Zeit für meine Familie habe

Abendessen. \$neben Lucia aufwachen



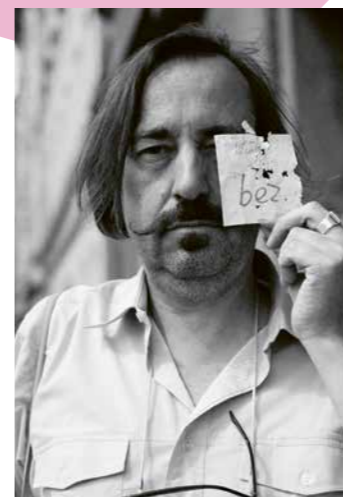
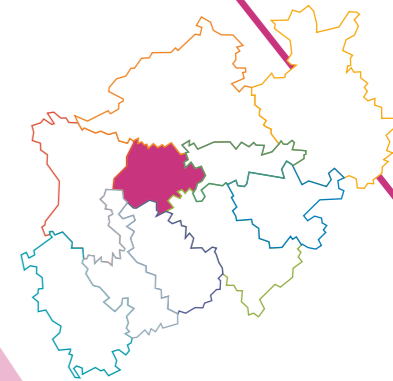
GESPERRT

RUHRGEBIET

132

DAS RÜHRGEBIET EIN FÜNDIGES VERLUSTSPIEL IN 4 MONATSAKTEN

oh du mein rührgebiet – nein, du hast nicht geruht mich zu ruhren!
kumpelz & kumpelinen, die ihr euer herz auf tätowierten und
gepiekten scharfen zungen tragt: ihr habt mit mir gelebt, getrunken,
gegessen und mich mit eurem schmutzigen textabfall reich beschenkt,
auf dass meine zettelwirtschaft florierte und mein entdecke-
sturmunddrang, dem ich mich inmitten der hübschhässlichen industrie-
romantik auslieferte, bunte zettelblüten trieb, wenn ihr mir eure
geheimsten bekenntnisse vor die füße geschmissen hattet.
vom opium für volker (fußball) und corona hat sich euer fundraiser &
pickup artist mit der greifzange ferngehalten und lieber in graffiti-
verschmierten häuserschluchten oder auf begrünten (müll-)halden den
grasenden schafen eure zeugnisse verlesen, verfilmt, vertextet, collagiert
und auf dem wackeren kulturdepot-printer als artzine eigenhändig
fotocolorkopiert. ergo: fette beute für alle (kunst/literatur/musik) –
und das beste: wir sind immer noch nicht fertig miteinander – wollt?



BRANDSTIFTER lebt in Mainz und ist ein international aktiver interdisziplinärer, konzeptueller Aktionskünstler, Autor und Musiker. Seine vielfach ausgezeichneten Arbeiten decken ein breites Spektrum ab: Collage, Copy Art, Interventionen im öffentlichen Raum, Konkrete Poesie, Buchkunst, Lyrik, experimentelle Musik, Sound-poetry, Lesung und Performance. Er ist Herausgeber der Collaborations Artists' Books Reihe „antipodes“ und der Fundzettelzeitschrift „Lost & Found“ sowie erster Vorsitzender des Mainzer Kunstvereins Walpodenstraße 21 e. V. in der Walpodenakademie.

Benutzungsordnung

Der V.E.B. Freie Brandstiftung hat in seiner Sitzung am 29. November 1998 die folgende Benutzungsordnung für die Asphalt Bibliothek beschlossen.

§ 1 Definition
Asphalt Bibliothek ist jede öffentliche Straße oder Platz.

§ 2 Aufgaben
Aufgabe der Asphalt Bibliothek ist es, seine Benutzer mit der für Forschung, Lehre, Studium und Unterhaltung benötigten Literatur zu versorgen.

§ 3 Benutzerkreis
Die Asphalt Bibliothek steht grundsätzlich allen Personen zur Verfügung. Es gilt der Grundsatz: Wer findet, der sucht.

§ 4 Öffnungszeiten
Die Öffnungszeiten sind täglich von 0:00 Uhr bis 24:00 Uhr.

§ 5 Zettelaneignung
Herrenlose Informationsträger werden von dem Aufleser i.S. § 958 I BGB zugeeignet.

§ 6 Präsenzbestand
Ist der Informationsträger offensichtlich für eine dritte Person bestimmt, so wird er dem Präsenzbestand zugerechnet.
Der Aufleser darf sich davon eine Fotokopie anfertigen, wenn er so bald wie möglich

entweder das Original oder nach Ermessen auch die Kopie an den Fundort zurückbringt.

§ 7 Leihschein
Der entlehene Präsenzzettel ist für die Dauer der kurzfristigen Leihe durch einen ordnungsgemäß ausgefüllten Leihschein zu ersetzen.


§ 8 Sammeln
Legen Sie eine eigene Sammlung von Fundzetteln an. Treffen Sie sich regelmäßig mit anderen Asphaltbibliothekaren und Asphaltbibliothekarinnen und tauschen Sie Ihre Informationen aus.

§ 9 Inkrafttreten
Die Benutzungsordnung tritt am 18. Dezember 1998 in Kraft.

Bingen, am 17. Dezember 1998

Brandstifter
Asphaltbibliothekar





social disdancing with myself

v_e_r_r_u_e_c_k_t_e zeiten

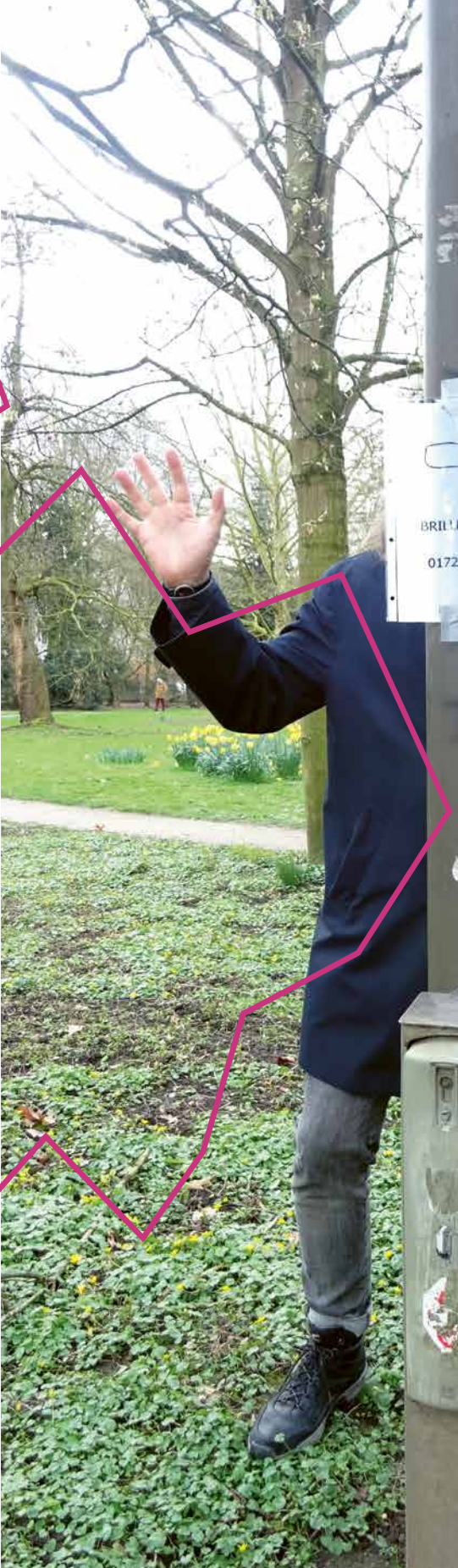
oder der distanz zwischen mir euch uns & corana

da schlag ich holderdipolter in einer anderen stadt auf
stolper in einen haufen wunderbarer menschen
die mich aufnehmen und einladen
und plötzlich ist da was zwischen u/n/s
was uns t-r-e-n-n-t

man kann es nicht sehen
man kann es nicht hören
man kann es nicht riechen
man kann daran sterben
so sagt man
so hört man
so sieht man
sich nicht mehr

und wenn man nicht daran glaubt
oder wenn man zeigt dass man nicht daran glaubt
dann ist man
natürlich
unsolidarisch
mit den kranken alten und schwachen
ein egoist

so sagt man
so glaubt man
so tut man
nichts

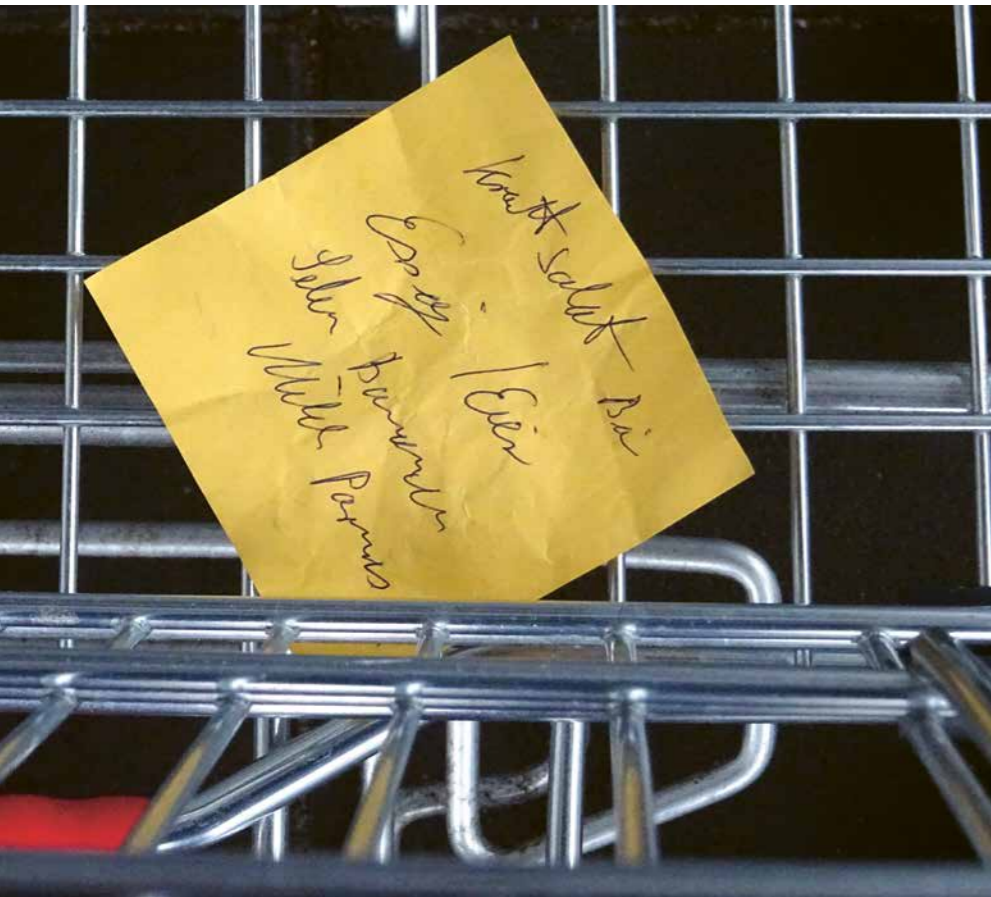
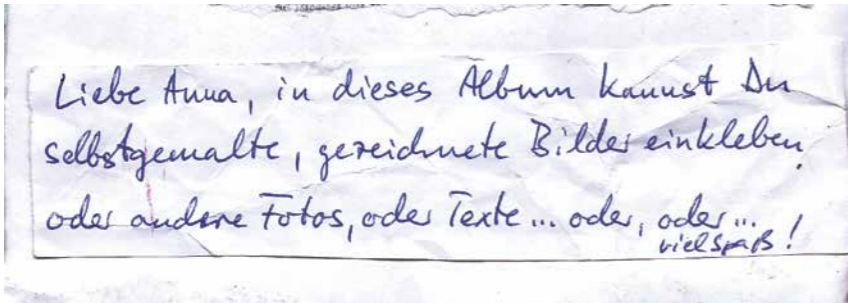


wann werde ich endlich den stammgästen in der
eckkneipe zuprosten?
wann werde ich endlich beim besten inder dieser
stadt schmausen?

wann raus aus do in den pott?
nach duis
nach ess
nach reck
nach gels
nach hag
nach ob

doch ich
bin brav
und treff nur noch
kassierer*innen
security
polizeier
und halte abstand

social disdancing with myself



partnertherapie ist zwingend notwendig!

Melanie ließ den scheibenwischerarm mit einem saftigen schmatzen an die windschutzscheibe zurückschnalzen. zwischen wischerblatt und windschutzscheibe klemmte nun auf der fahrerseite mit der schriftseite nach unten ein kleiner weißer zettel. jens würde ihn sicher sehen, wenn er morgen – möglicherweise endgültig – ihre gemeinsame wohnung in erlangen verlassen würde.

sie hatten gestern schon wieder gestritten. viel heftiger als früher. das kam jetzt oft vor, seitdem ihr gemeinsamer sohn im frühjahr zum studieren nach münchen gezogen war und sie nun auf niemand mehr rücksicht nehmen mussten. nach dreiunddreißigjähriger routine aus maloche, haushalt und ehe hatten sie sich auseinandergelebt. melanie hatte schon lange geahnt, dass da was im busch war und vermutet, dass jens unter wasser schießt und diesmal nicht lockerlassen, bis sie alles, aber auch wirklich alles, aus seinem mund erfahren hatte. und das war weit mehr, als sie verkraften konnte. wie bei einem eisberg, bei dem der größte und gefährlichere teil unsichtbar unter der wasserlinie liegt, war sie mit ihm im schlepptau von der eisigen oberfläche ihrer erkalteten beziehung zu den dunklen abgründen getaucht, auf denen ihre marode beziehungskiste mit einem heftigen knirschen

aufgelaufen war. das schiff war leck geschlagen, wasser an bord, jens und melanies titanic sank. langsam aber sicher und jetzt immer schneller.

jens hatte nicht nur einen kleinen seitensprung, nein sogar eine feste bettgeschichte und das mit ihrer besten freundin, zu der sie sich seit kindertagen innig verbunden gefühlt hatte. schon seit fast einem ganzen jahr ging das so mit den beiden. als er ihr dann noch gestand, sich obendrein beim heimlichen bumsen in ute verliebt zu haben, war melanie wie eine wahnsinnige über ihn hergefallen. jens hatte ihre schläge kaum abgewehrt. schließlich hatte er eine abreibung verdient. aber was sollte er tun? bis zu seinem lebensende das haus abzahlen und sich dafür von seinem aufgeblasenen ausbeuterchef anbrüllen und rum-schubsen lassen und dann wieder abends nach hause zu seiner schwermütigen hausfrau, mit der schon lange nix mehr lief ... alles, was früher einmal aufregend gewesen war, war mittlerweile stinklangweilig und zur lästigen gewohnheit verkommen. sein inneres navi sagte: sackgasse – bitte wenden! oder mit vollgas gegen die wand ...

jens war nach seiner schmerzhaften beichte wie ein geschlagener hund nach oben gegangen und hatte angefangen wortlos seinen buko* zu packen. wenn du jetzt zu IHR gehst, dann brauchst du dich hier nicht mehr sehen zu lassen! hatte sie ihm gedroht und dabei so fest die faust geballt, bis

ihre knöchel weiß hervortraten. und so hatte er heute im wohnzimmer übernachtet und sie sich im gemeinsamen schlafzimmer die augen ausgeheult voll trauer und wut über den gemeinen verrat. morgen früh würde er dann erstmal zu seinem alten kumpel kai zurück ins ruhrgebiet fahren für ein paar tage. hauptsache ihn erstmal nicht mehr sehen hier. aber sie hatte beschlossen, ihm noch eine wichtige nachricht mit auf den weg zu geben ...

melanie kramte schniefend in ihrer handtasche nach kuli und papier und fand dabei den abreibblock, den ihr heute nachmittag der sympathische apotheker von dechsendorf geschenkt hatte. der junge attraktive mann im weißen kittel hatte sie angelächelt und gefragt, ob sie neben dem ibu vielleicht noch ein paar taschentücher oder einen notizblock gebrauchen könnte. die taschentücher lagen nun vollgerotzt und zerknüllt zwischen den scherben der familienbilder, die sie vor empörung über den idioten und die falsche schlange an die ausgeblichene schlafzimmerwand geschmettert hatte. sie hatte sich irgendwann beruhigt, ihren kopf mit den unfrisierten haaren und dem grauen ansatz am scheitel auf die faden-scheinige bettwurst gelegt und traurig an die kahle zimmerdecke mit dem hässlichen wasserfleck gestarrt. gleich sollte auch der praktische notizblock mit dem aufdruck IHR ZUVERLÄSSIGER PARTNER FÜR IHREN PRAXISBEDARF seinen zweck erfüllen. ob sie morgen noch was aus der apotheke gebrauchen könnte und ob ER jetzt wohl einen mundschutz über seinem gewinnenden lächeln tragen würde?

jens hatte gestern noch in seiner verbannung eine halbe flasche seines geliebten single malts niedergemacht und war frühmorgens mit einem üblen kater aufgewacht. nein, kein alptraum, der absolute supergau, vor dem er immer so schiss

gehabt hatte, war eingetreten. nur gut, dass melanie gestern schmerztabletten besorgt hatte ... er stellte sich unter die dusche, zog sich rasch an und verzichtete sogar auf seinen morgenkaffee, dachte, das könne er an der nächsten raststätte nachholen. pustekucken, pandemie-times, baby!

die haustür schloss sich hinter ihm mit einem satten endgültig klingenden geräusch. nach dem ehedramamief von drinnen tat ihm die frische morgenluft gut. jens atmete tief, stieß die verbrauchte luft mit einem tiefen seufzer wieder aus und übersah zunächst den zettel, als er in seinen wagen stieg. erst auf der autobahnzufahrt zur A3 entdeckte er melanies nachricht, die er für einen im wind flatternden werbezettel gehalten hatte: kein wir, kein du, kein ich: PARTNERTHERAPIE IST ZWINGEND NOTWENDIG hatte sie für sie beide lapidar beschlossen und verkündet und die wichtigkeit ihrer fachfräulichen diagnose mit einem energischen ausrufezeichen unterstrichen. als ob man eine verunfallte ehe wie einen klapprigen

*als er ihr dann noch gestand,
sich obendrein beim heimlichen
bumsen in ute verliebt zu
haben, war melanie wie eine
wahnsinnige über ihn herge-
fallen. jens hatte ihre schläge
kaum abgewehrt.*

wagen zur reparatur in die werkstatt bringen könnte. war es zum hohn oder aus gewohnheit, dass sie ihre sardonische nachricht mit LIEBE GRÜSSE gekröhnt hatte? ach, melle! seufzte er wieder nachdenklich und tieftraurig. was ist nur aus uns geworden. er wurde sich plötzlich bewusst, wie sehr er sie immer noch liebte und hatte absolut keine ahnung, wie sie aus dieser scheiße wieder heil gemeinsam rauskommen sollten. für einen kurzen augenblick spielte er mit dem furchtbaren gedanken, die augen zu schließen und mit vollgas gegen einen der betonbrückenpfeiler zu rasen. aber wozu? wer hätte das verdient? dann vielleicht sogar lieber erstmal partnertherapie versuchen? doch beim gedanken daran, einem fremden menschen,

*eine kurze zeit
herrschte betretenes
schweigen zwischen
den alten freunden.
dann hatten sie in
nullkommanix kais
laptop an die stereo-
anlage angeschlossen,
ein neues bier am hals
und spielten schon
leicht angesoffen
youtube-disco.*

womöglich noch so einer studierten klugscheißerischen, männerhassenden emanzentussi, ihre schmutzige ehewäsche auszubreiten, drehte sich ihm sein knurrender magen um ... und wie verdammt nochmal sollte er aus der nummer mit ute rauskommen! bildete er sich doch ein, sich bei den heimlichen nummern in sie verguckt zu haben, oder vielleicht doch nur – verrannt?

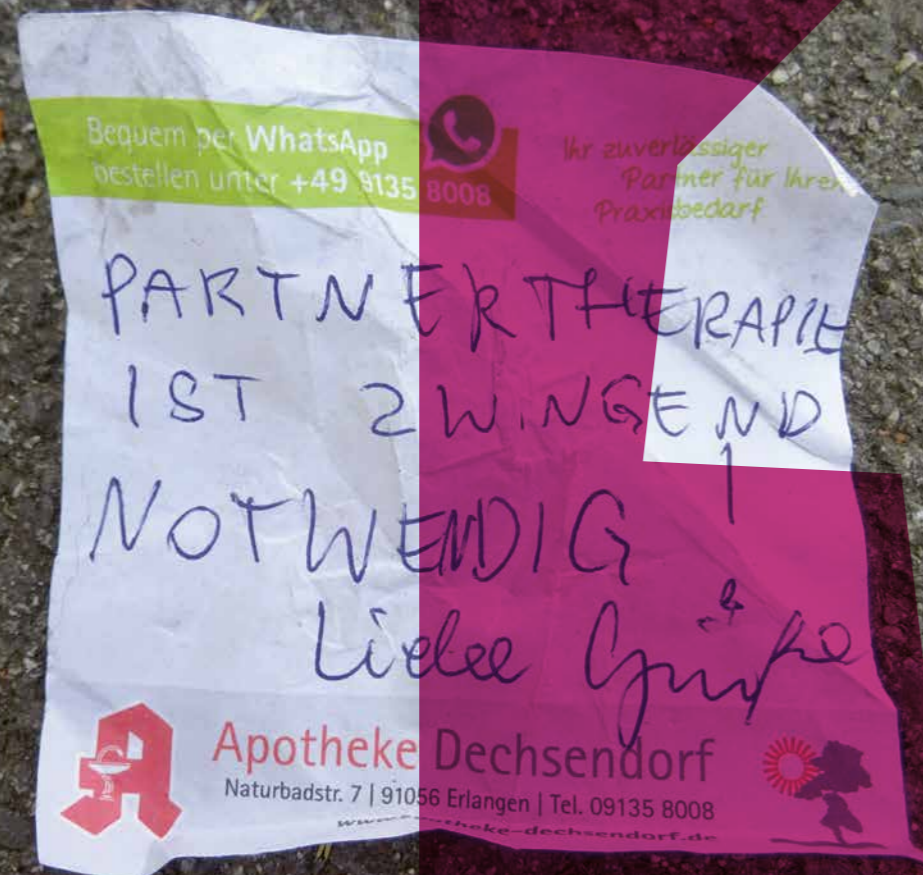
irgendwann hatte jens die A45 erreicht und war ohne halt oder stau über die leere autobahn durchs siegersauerland gerast, dann wie immer in dortmund süd abgefahren und am stadion und rombergpark vorbei durch die fast leeren innenstadtstraßen in die weststadt gerollt. die adlerstraße war dank homeoffice, kurzarbeit und quarantäne voll mit parkenden autos, aber er fand trotzdem eine parklücke nahe kais haustür. als er ausstieg, klebte melanies zettel immer noch an der windschutzscheibe. jens erinnerte sich an das große heupferd, das sich mit seinen saugnäpfen an den füßen erfolgreich an der windschutzscheibe festgeklammert hatte, als sie von einem grillfest im grünen in die stadt zurückgefahren waren. jens hob den scheibenwischer leicht an und ein schwaches löfchen erfasste den treuen begleiter aus erlangen, das papierne zeugnis seiner verkackten ehe, das nun elegant mit der schriftseite nach oben indiskret auf den bürgersteig segelte.

die nette eckkneipe in der adlerstraße, in der sie oft zusammen mit den anderen stammgästen am tresen gesessen hatten, war pandemiebedingt geschlossen, also hatten sie zweimal pommesschranke mit curry bei kommando bestellt, und nach dem dritten lecker pilsken mit korn in kais knautschledernen sitzlandschaft hatte er seinem alten kumpel alles erzählt, was ihm auf dem herzen

brannte. kai schüttelte den kopf! ausgerechnet ute – ute, die stute! ob er nicht wüsste, dass kai auch mal mit ihr ... so ein luder! mensch, jens, da haste dir was eingebrockt, junge junge ... und was wollt ihr denn immer noch in dem scheiß-bayern? kommt endlich zurück in den pott! eine kurze zeit herrschte betretenes schweigen zwischen den alten freunden. dann hatten sie in nullkommanix kais laptop an die stereoanlage angeschlossen, ein neues bier am hals und spielten schon leicht angesoffen youtube-disco.

eben noch hatte kai max goldt, den sänger von foyer des arts, (es gibt so viel) wissenswertes über erlangen, jensens fränkische wahlheimat, höhnen lassen. goldt hatte sich in seiner studentenzeit seine holstener liesel auf finncrisp als fremdenführer in franken finanziert. danach schlug jens mit ihrer gemeinsamen lieblingspotthymne versöhnliche töne an: wir sind das ruhrgebiet, die geile meile, die dich glücklich macht, rührte wolle petry zu schlagerhaftem stadionrock. wie auf kommando gröhlten die beiden freunde lauthals mit und lagen sich in den armen, als sie mit pipi in den augen wie derwische durch kais erdgeschosswohnung hoppsten. und hol dir bloß den blöden zettel von melle wieder! in meiner nachbarschaft lebt neuerdings ein asphaltbibliothekar, wer weiß, was der damit anstellt, woll?

* beischlafutensilienkoffer





it's raining THE GENTLEMEN halleluja AMEN

Dortmund, 10. merz 2020. satz mit SR: 'sreeht = rheinhessisch für es regnet (... gott segnet die zettel werden nass). die nachrichten sind bedrückend: da kommt was auf uns zu! und ich bin ganz allein im fremden ruhrgebiet. und das mit fünf millionen anderen menschen, die so gar keinen abstand halten wollen. liegt ihnen wohl nicht im blut, den netten kumpels & kumpelinen. eigentlich wollte ich heute zuerst zum grab von richy huelsenbeck auf den nahen südwestfriedhof pilgern. beschließe aber auf dem weg lieber gleich zum dill zu gehen. erst kommt das fressen, dann kommt die (arbeits-) moral. glücklicherweise kann ich mit der asphaltbibliothek beides verbinden.

ich mag zwar regenwetter, aber im regen zu flanieren, nass zu werden – und nicht schwimmen zu gehen – macht mir schlechte laune. na wenigstens vorher noch einen abstecher zum tremoniapark. vor dem supermarket finde ich zwei feuchte EKZ (zettelsammlerslang für einkaufszettel). ich bring meine farbenfrohen schäfchen ins trockene und lichte sie routiniert im ladenlokal beim einkaufen ab. der freundliche bäckereifachverkäufer meint, dass es zum friedhof gar nicht mehr so weit wäre und beschreibt mir den weg. als smartphoneverweigerer bin ich geradezu darauf angewiesen mit meinen mitmenschen zu kommunizieren und fremde menschen nach dem weg zu fragen: ist das nicht furchtbar?

hab doch noch keinen bock zurückzugehen und mach mich bei leichtem regen mit dem viel zu schweren rucksack auf den weg. unterwegs werden weitere zettel eingesammelt und in das eigens dafür mitgeführte werbeprospekt zum trocknen eingelegt. nasses papier ist sehr

Hiermit bin ich einverstanden
das mein Sohn Efezeki Fatih Boskale
in den Film The Gentlemen darf
und länger als 24 Uhr im Kino
sich aufhalten darf
Mfg
Filiz Boskale

empfindlich. wenn ich sie jetzt auseinanderfalte, würde ich sie in fetzen reißen. aufgelesen wird immer, gelesen wird bei regen erst zuhause. sammelrouten oder zettelsafaris plane ich eigentlich eher selten. mein leben bestimmt die kunst und nicht umgekehrt. aber ich muss mit und von meiner kunst leben.

der weg durch das dicht bebaute wohngebiet am rande des kreuzviertels immer die kuithanstraße entlang ist doch länger, als ich dachte. endlich auf dem nassen friedhof angekommen, frage ich zwei friedhofsgärtner mit minibagger nach dem grabmal von huelsenbeck. die beiden haben den namen des berühmten DADAisten allerdings noch nie gehört und wollen mir den weg zu irgendwelchen BVBmumien weisen. fußball ist opium für volker. irgendwann erinnert sich einer der beiden doch noch an ein auffälliges relief mit gedenkplatte und beschreibt mir den weg dorthin.

Tatsächlich, da ist es! direkt daneben liegt der dortmunder DADA-aktivist jürgen kalle wiersch und die von beiden beeinflussten DADADOs haben 2018 auch einen gedenkstein hinterlassen. anlass war das 100-jährige jubiläum der bedeutendsten europäischen nihilistischen kunst- und literaturbewegung, bei der huelsenbeck federführend war.

es ist immer noch am schiffen und winden. ich inszeniere schnell ein paar bilder und mache mich auf den heimweg. schulter und nacken schmerzen unter dem gewicht meines einkaufs. vor allem die beiden weinflaschen habens in sich

und ich ahne warum profi-alkis auf hochprozentiges umsteigen: reine logistische vorsichtsmaße zur vorbeugung von späteren haltungsschäden. rücken hui – leber pfui! ich lasse den regen fallen und warte in einem graffiti-besprühten haltestellenhäuschen vor dem leibniz-gymnasium auf den bus, der mich zurück in meinen adlerhorst bringen wird.

dort finde ich glaub ich den karozettel. der regen hat die handschrift auf dem mittig gefalteten blatt wieder aufgeweicht und auf der gegenüberliegenden seite des blattes in spiegelschrift als tintenklecksographie wie für einen rohrschachtest abgedruckt:

(anmerkung des auflesers) ob F. ahnt, dass ihr sohn E. möglicherweise davon träumt, ein kleines aber feines imperium für marihuana in dortmund aufzubauen, um irgendwann wie der filmheld ein legales leben in der ober-schicht zu führen?



RUTHCHEN MADE MY DAY

Donnerstag vor dem corona-erlass: heute nachmittag scheint volle kanne die sonne und ich beschließe an der frischen luft in den dortmunder westpark zu flanieren. überall sitzen oder laufen menschen mit bierflaschen in den händen herum und laben sich an den ersten warmen sonnenstrahlen. ich suche mir eine einsame sonnenbank und bin gerade dabei visuelle poesie in meine kladde zu kritzeln, als sich ein weißhaariges mütterchen zu mir setzt.

da mein rucksack fast die gesamte sitzfläche beansprucht, räume ich ihn schnell auf die andere seite und schon eröffnet die etwa 1,60 m kleine dame das gespräch: lassen se nur – ich will nuur kurz verschnaufen – von wegen! sie rückt nun fast bis auf tuchfühlung an mich heran, so dass ich ihren süßlichen milchkaffeeatem rieche, und plaudern will se, aber dass ist mir gar nicht so unrecht. sie wohnt hier umme ecke, ist 93 jahre jung und führt immer noch ihren eigenen haushalt. ihr mann, also der willie, der lebe nicht mehr und sei schon mit 59 an speisenröhrenkrebs verstorben, der hätte bei der bundesbahn gearbeitet und immer so viel geraucht.

ab und an stupst sie mir beim erzählen burschikos ihren ellenbogen in die seite. ja ihr gedächtnis, das lasse sie jetzt manchmal im stich, aber man sei ja schließlich schon 93. als junges mädchen habe sie bei der westdeutschen drahtseil verkaufsgesellschaft gelernt und gearbeitet. das sei ein langer fußweg gewesen: jeden tag bis runter in den hafen und abends wieder zurück ins unionsviertel. dann kamen die kinder, zwei mal jungs – macht ja nix –, und als die aus dem haus waren, da habe sie wieder angefangen zu arbeiten bei waldschmidt. der willi habe ihr immer viel von den wichtigen entscheidungen überlassen und sei auch sonst ein ganz lieber gewesen. manchmal, wenn sie dran waren mit dem putzen, habe er schon den

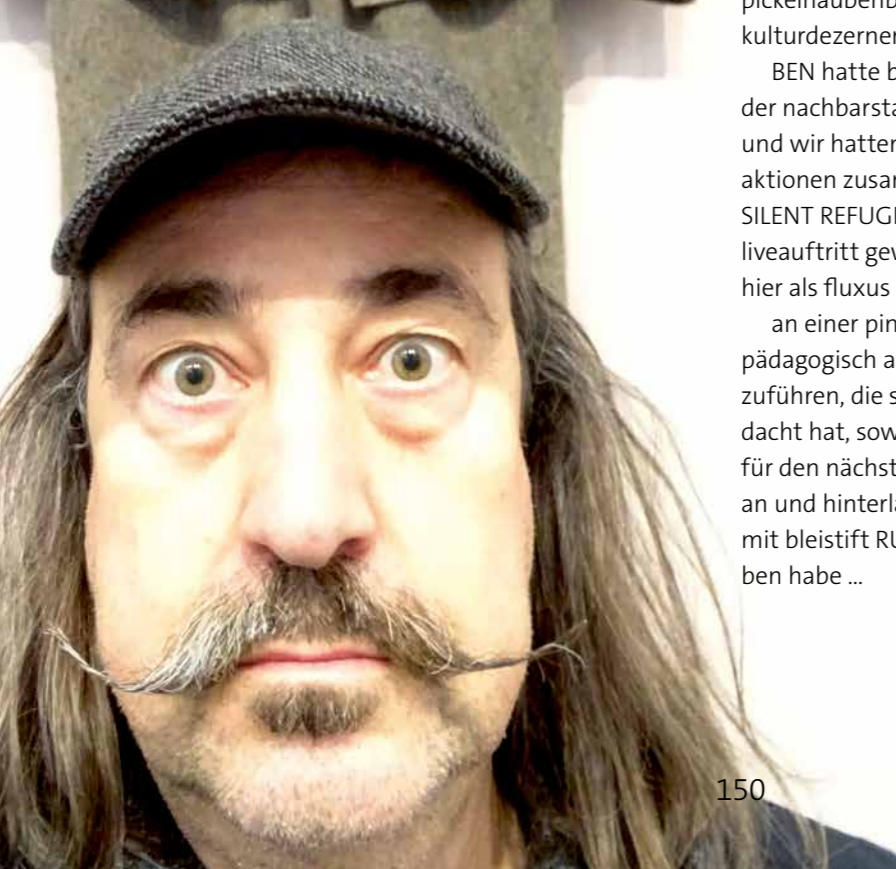
boden und keller fertig gehabt, wenn sie vom arbeiten kam, das sei ihr gar nicht recht gewesen: was sollen denn die anderen im haus denken. wenn er gleich auf spätschicht mußte, dann hing der willi schon im fenster, wenn sie nach hause kam: gehste wieder schwofen?, fragte er dann. dass war ihm gar nicht so recht, aber sie ging trotzdem zum tanztee und er gewöhnte sich irgendwann daran. die besten tänzer hätte sie immer abgekriegt. 44 hat der willi sich mit siebzehn freiwillig als soldat gemeldet und war in italien in der nähe von rimini gewesen, da hamm se nach dem krieg auch immer urlaub gemacht. und dann isser so weit rausgeschwommen, bis sie nur immer noch seine haare sah, da habe sie angst gekriegt und gedroht, sofort nach hause zu fahren, wenn das nicht aufhören tut. im nachherein sage sie sich

immer: och ruthchen, hätte alles schlimmer kommen können. hauptsache die kinder sind gesund und lieb zu einem.

hier im park hätten sie immer im sandkasten gespielt. wie schnell doch so ein leben vergeht. und als dann die tommies mit ihren flugzeugen kamen, diese ganze bombenschmeißerei! bei alarm sei sie hier in den bunker gerannt, schnellschnell die treppe runter. der sei heute ein museum. sie erinnere sich noch an einen männerarm, der aus den trümmern des völlig zerstörten dortmunder hauptbahnhofs herausgeschaut hatte, nee, das könne sie nicht vergessen ...

als ich sie frage, ob sie denn keine angst vor corona habe, muss sie nicht lange überlegen: warum soll ich denn angst haben? wenn ich dran bin, dann bin ich dran. ich bekomme gänsehaut: haargenau das gleiche hatte vor einer stunde meine 92-jährige mutter, die von papa brandstifter (93) auch manchmal ruthchen genannt wird und meiner parkbekanntschaft gar nicht so unähnlich ist, ihrem besorgten sohn auch gesagt am telefon.

mittlerweile ist die schöne warme sonne wech. ich habe kalt und muss mal. auch ruthchen macht weiter und verabschiedet sich von mir mit einem knappen aber herzlichen: tschüss, woll! ob ich sie wohl noch mal wiedersehen werde? auf dem weg zum berühmten dortmunder U unter dem dach der ehemaligen union-brauerei komme ich bei waldschmidt haushaltswaren vorbei, ja, die gibts tatsächlich noch hier.



ich überquere die unionstraße und schau
erstmal in den dortmunder kunstverein herein. dort
ist die sehr poetische art brut ausstellung von
anne-lise coste LA LA CUNT zu sehen. sogar danach
noch, da sie täglich von 11 bis 18 Uhr beleuchtet
wird und über die rundum laufende fensterfront
von außen sichtbar ist. weil es dort keine toilette
gibt, geh ich rasch ins dortmunder U und schaue
mir bei der gelegenheit auch gleich WELCOME TO
THE FLUX INN an: im vierten stock hängt die über-
lebensgroße reproduktion eines fotos vom fotogra-
fen wolfgang träger, auf dem er den fluxus mit-
begründer ben patterson abgelichtet hat, wie
dieser gerade dazu ansetzt, eine geige auf dem
pickelhaubenbewehrten kopf des dortmunder
kulturdezernenten jörg studemann zu zerschlagen.

BEN hatte bis zu seinem tod 2016 in wiesbaden,
der nachbarstadt meiner homebase mainz, gelebt
und wir hatten in beiden städten zwei wunderbare
aktionen zusammen durchgeführt. die zweite,
SILENT REFUGEE NIGHT, war leider sein allerletzter
liveauftritt gewesen. schön zu sehen, dass BEN
hier als fluxus pop star gewürdigt wird.

an einer pinnwand werde ich museums-
pädagogisch aufgefordert, eine handlung durch-
zuführen, die sich ein vorheriger besucher ausge-
dacht hat, sowie eine neue handlungsanweisung
für den nächsten zu hinterlassen: ich lächel ein kind
an und hinterlasse einen weißen zettel auf den ich
mit bleistift RUTHCHEN, MAKE MY DAY! geschrie-
ben habe ...

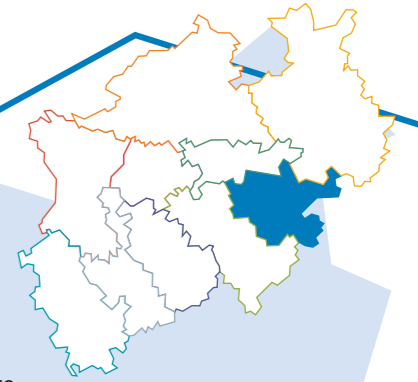


SAUERLAND

150

ZWISCHEN DEN SILOBALLEN

Vier Monate im Sauerland in Quarantäne, viel Wald und Berge und ein Skigebiet. Menschen, die sagen, dass sie in jedem neuen Jahr wieder sagen, dass es noch nie so viele Zecken gab wie in diesem Jahr. Ich fahre mit dem Fahrrad und dem Hund an der Leine in einem Umkreis von 10 km um das Dorf Amecke herum und besuche Bäuerinnen auf ihren Wiesen und Feldern und bei ihren Tieren in den Ställen. Am Ende schreibe ich auf, was sie mir aus ihrem Leben erzählen, was sie mir erzählen vom Leben ihrer Väter und Großmütter, was sie erzählen davon, wie die Politik den Bauernhöfen in Deutschland momentan die Luft zum Atmen nimmt und wie Veränderungen durch Klimawandel sie in Atem halten. Und wie manche von ihnen ihren Beruf trotzdem nicht aufgeben wollen.



JUSTINE Z. BAUER (geb. 1990) hat ein Diplom in Bildender Kunst der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig. Sie war nominiert für den WORTMELDUNGEN-Förderpreis 2018 und erhielt eine Einladung zur Schreibwerkstatt der Jürgen-Ponto-Stiftung 2020. Zurzeit studiert sie postgradual Spielfilmregie/Drehbuch an der KHM.

Wald und Wiesentage

gestern spielte ich Tennis auf der Wiese zwischen Wald und Wald
mit dem Hund und einem Rotmilan ohne Regeln ohne Schläger
Rotmilan am Himmel dahinter ein einzelnes Flugzeug
Flieger sind leer die Vogelgrippe ist zurück
Den Tennisball fanden wir morgens im Wasser am Damm
wir kletterten über Absperrungen um ihn von den Wellen zu nehmen
Rotmilan nahm ihn später aus dem Spiel ließ ihn über dem Jägerstand fallen
Ball prallte noch einmal von oberster Leitersprosse ab
mit dem Geräusch der Tennisplätze aller Länder
Verschwand dann in einem Mausloch
Hund suchte noch eine Weile aber nicht lange
heute kletterte ich im Wald auf einen Baum
Kapuzenpulli leuchtete bunt
Versteckte die meisten Teile vom Gesicht nur Nase nicht
Mann im Auto fuhr über die Wiese
Über Stock über Stein über Weinbergschneckenhaus
Landautos mit Auspuffproblemen wären gern Traktoren erfahren dieselbe Behandlung
Das Auto schnurgerade auf mich auf dem Baum zu
Zeitlupe trotz Höchstgeschwindigkeit
Wie ein Maßband zwischen uns ich drücke den Einzugknopf das Auto klebt am Ende
mit Ruck kommt es unterm Baum zum stehen
Spiel doch bitte woanders sagt der Mann zu mir
Ich sage nicht dass ich kein Kind sondern die großartige Schriftstellerin in Residenz bin und mir alle Bäume
der Welt gehören

Die wenigen Ereignisse der ersten sechs Wochen

1. Fassung mit Auslassungen

Man läuft ja nicht sofort los, um sich die Taschen mit dem Müll fremder Menschen zu füllen, deshalb begann ich auch erst vor wenigen Tagen damit. Ich dachte nicht, dass mir der Müll ja nicht wegliefe und ich tat auch nicht so, als sähe ich ihn nicht, ich wollte nur nicht die Neue im Dorf sein, die über die Felder rennt und den Müll mit nach Hause bringt. Die Mentalität eines Dorfes lässt sich ja nicht greifen, wenn man die Bewohner nur dabei sieht, wie einer wegen dem anderen, der Sicherheitsabstände wegen, den Gehweg wechselt. So ging ich also wochenlang am Müll vorbei, immer stärker die mahnende Stimme meiner Mutter im Kopf: „ja, wenn dann Gras drüber gewachsen ist, dann brauchst auch nicht mehr anfangen“, und das Gras begann, nach einem letzten (und einzigen) Schneetag zu wachsen, wie auch die Knospen und Blüten, der Bart des Mannes, die Haare des Hundes, die Haare an unseren Körpern. Der Raps wurde gelb, die Waldbrandgefahr im Waldbrand-

gefahrenindex orange, das ist Stufe 3 von 5.

Wir kamen vor ca. 6 Wochen ins Sauerland. Von Köln aus mit dem Zug, mein Zimmer dort untervermietet, bei mir das Gepäck für vier Monate und der Mann, der die Taschen tragen half. Beim längeren Zwischenhalt aßen wir in einem Imbiss die letzten für uns fremdgekochten Nudeln. Plötzlich bekam ich Angst davor, 4 Monate alleine im Sauerland verbringen zu müssen. Der Mann sagte, er würde mich bestimmt oft besuchen kommen, aber ich traute der fast vierstündigen Zugfahrt nicht, wer würde die schon für mich auf sich nehmen, oft? In Arnsberg stiegen wir in einen Bus, Schulkinder stapelten sich auf den Sitzen und hingen Hand an Hand in den Schlaufen des Flurs. Wir, Fremdkörper wie Frösche in Schichtsalat, umgeben von bei Beschleunigungen schwankenden Stimmbrüchigen, die sich zuriefen, dass die Lehrer sagten, dass die Schulen sowieso auch bald dicht machen würden. Damals hat man das aber eh noch nicht geglaubt und wir alle wurden Zeugen



vom Lachen der Ungläubigen, unserem. Wir fuhren in Kurven 45 Min. durch Waldgebiet, am Wegrand standen Bushaltestellenschilder, hin und wieder ein Dorf und wieder Wald, eine Anzeigentafel der Haltestellen gab es nicht im Bus. Ich hämmerte meinen Finger auf den roten Stoppknopf, als die Uhrzeit mit der Ankunftszeit übereinstimmte. Wagen hält. Der Wagen hielt im Wald, die Haltestelle offensichtlich die falsche. Plötzlich ein Bus der Stille. Das fragende Gesicht des Busfahrers im Rückspiegel suchte nach jemandem, der aussteigt oder sich für den Fehldruck mit einem kurzen Pieps entschuldigt. Ich sagte nichts, obwohl ich wusste, dass jeder wusste, dass entweder der Mann derjenige ist, der nicht weiß, wo genau die Reise zu Ende ist, oder dass ich diejenige bin. Man entfernt sich selbst in den einfachsten der unbekannten Umgebungen sehr schnell von einem sicheren Selbst. Wir stiegen an der nächsten Haltestelle aus und mit uns alle anderen. Wir waren richtig und wurden zu Kaffee und Kuchen abgeholt und in meine Residenzwohnung gebracht. Der Mann und ich hatten die Wochen davor mit einem Filmdreh verbracht und uns ein 15-qm-WG-Zimmer geteilt, im Zimmer nebenan der Kameramann, die Arri Alexa auf dem Küchentisch.

Deshalb waren wir an Enge gewöhnt, und plötzlich lagen da die Zimmer der Residenzwohnung vor uns, wie jene viel zu große Hose eines entfernten Cousins ausgebreitet, die man als Kind mit den Worten, dass man da schon bald reinwachsen würde, überreicht bekommt. Wir saßen zusammen auf einer Bank der Küchengarnitur, auf der eigentlich nur einer sitzt, mit Blick zur Tür wurden wir immer kleiner zu Mäusen in der Turnhalle. In jedem Zimmer (zwei Zimmer, Küche, Bad, Balkon) hing eine tickende Uhr. Es gab Zeiten, da las man die Zeit nicht vom Smartphone ab. Es gibt Zeiten, da zeigt nicht nur das Smartphone die Zeit an. Der Mann entfernte mit der Zeit nach und nach die Batterien der Uhren, weil ihn das Ticken vom Denken abhielt. Mich ließ das Ticken an Pferde denken, die Reiter, die immer näher zu kommen scheinen und nicht näher kommen, wie die auf dem Pferdehof, dem Klofenster gegenüber. Ich hängte den ersten verbrannten Pfannkuchen an die Wand. Abends kippte ich das Fenster im Schlafzimmer, etwas lag aber draußen in der Luft, das ebenfalls verbrannte. Die Eltern brachten erst noch den Hund, dann kam der Shutdown und die Luft im Schlafzimmer roch nach Scheiße. Große Güllefässer tauschten sich am Berg die Ladung aus, fuhren sie

in den üblichen Streifen über die Felder, ich roch es bald nicht mehr, der Mann, dessen Job im Kulturbereich den Bescheid ruhendes Arbeitsverhältnis erhielt, der blieb und litt an den Gerüchen. Wir gingen in den Wald, liefen tagtäglich alle Wege aus, manchmal war das Summen einer Hummel im Busch nebenan nicht zu unterscheiden von den Motorsägen in der Ferne. Ich begann, auf Jägerständen zu schreiben. Vier windgeschützte Fenster hin zu Baumkronen, ein bequemer Stuhl, die Beine vorm Fenster, das Heft darauf.

Amecke hat 1786 Einwohner, von denen an Ostern einige in Solidarität zuerst Freude schöner Götterfunke und dann Oh when the saints auf einem ihnen erlernten Instrument spielten. Das war um 17:50. Um 17:45 versammelten sich einige wenige mit Sicherheitsabstand und mit Tränen in den Augen bei der Kirche, wo auch wir saßen. Die regenfreien Tage, die nun den dritten Dürresommer in Folge einleiten, sorgten auch zu diesem Zeitpunkt für Motorradverkehr, der stets alle anderen Geräusche überfährt. Abends roch das Schlafzimmer nach Feuer und morgens weckten uns die Vögel, die lieblichen mit Gezwitscher und der gemeine Hahn mit einem ständigen Kikeriki. Das ist schön, man trifft ja selten auf so viele Vögel gleichzeitig im Ohr. Jeden Tag springt ein Kind in einem Trampolin am Hang auf und ab. Ein älterer Herr stiehlt Pflastersteine bei der Firma gegenüber, fünf Stück verstaut er sonntags in seinen Satteltaschen.

Mit den BauerInnen begann ich mich hin- und wieder über die Wiesen hinweg zu unterhalten, der Wind, der hier nicht wegzudenken ist, der auch den Müll an die Wegränder und in die Wiesen bringt, trug uns Wörter und Pustebäumen zu. Ich werde bald berichten.

Weil das Haus auf dem Hügel steht, sehen wir Vögel Flügel von oben und wenn die Blüten der

Bäume nach unten fallen, dann versuche ich mich zu fragen, ob fallende Blütenblätter denn aussähen wie Schnee, wenn ich drunter, nicht drüber stünde, und kann die Auswirkungen der aussterbenden Wildtiere auf mich nicht einschätzen, die Wildtiere werden nämlich früher aussterben als erwartet, die alten Hektiker, las ich plötzlich und verfiel in Schockzustand, der anhielt, als Deutschland verkündete, nun doch fast keine unbegleiteten Flüchtlingskinder nach Deutschland zu bringen. Mit einem ‚Enemenemuh und nach Deutschland kommst du‘ werden mehr Erntehelfer als Minderjährige ins Land geholt, bei Netto gibts zum Kilo Spargel ein Kilo Kartoffeln umsonst dazu. Der weibliche Spargeltarzan wird Bohnenstange genannt. Es fällt schwer, sich auf eine Region zu konzentrieren, wenn man die Rentiere und Panther nicht vergessen kann.

Die Tage vergingen und Abends roch das Schlafzimmer nach Feuer und dann lag da beim Gassigehen doch die blaue Plastiktüte, unbefleckt, stabil, reißfest, groß. Sie lag einfach so auf der Wiese vorm Wald, sollte ich die Wiese später noch mal erwähnen müssen, so nenne ich sie ab jetzt obere Tütenwiese. Auf der oberen Tütenwiese begann ich, die blaue Tüte mit dem Müll des Heimwegs zu füllen und trug sie, so als trüge ich halt ständig blaue Säcke bei mir, in die gelbe Tonne. Unterm Schlafzimmerfenster standen Europaletten in Flammen, der Nachbar trat immer wieder an sie heran, legte Plastiksäcke nach. Ich schrieb ihm einen Zettel für die Gartentür: „Wenn Sie bis Ende Juni auf das Verbrennen von Plastikmüll unter meinem Schlafzimmerfenster verzichten könnten, dann wäre ich Ihnen sehr dankbar.“

Es begann zu regnen, auf den Hügeln blühende Bäume.

Mary, how does your garden grow?

Mary, Mary, quite contrary,
How does your garden grow?
With silver bells, and cockle shells,
And pretty maids all in a row.

Mary bleibt gerne anonym, nicht weil sie etwas zu verbergen hat, sondern weil sie es schön findet, wenn es so klingt, als sei sie im Untergrund tätig. „Denn wie man sieht, bin ich im Untergrund tätig“, sagt Mary, die in echt nicht Mary heißt, aber gerade in ihrem Garten gräbt, Samen sät und für mich Erde aus der Erde holt, um mir auf der flachen Hand den Untergrund zu zeigen, von dem sie spricht. Ich bilde mir ein, dass ihr Lachen blumig klingt, weil auf dem Kopftuch, das ihre weißen Haare zusammenhält auch Blumen aufgedruckt sind. Im Sauerland wachsen Wiesen und Wälder manchmal wie Tapeten hinter den Menschen nach oben. Das liegt an den Hügeln, die sich immer wieder dem Horizont in den Weg stellen. Das Blickfeld ist dann, bis zum Rapsfeld auf dem Hügel vorm Wald, vollgestellt mit blühenden Bäumen und man ist so reizüberflutet, dass man es vorzieht, sich auf eine einzelne Blüte zu fokussieren. „Man müsste lernen, den Geruch einer Taubnessel vom Geruch der blühenden Akazie zu unterscheiden“, sagt Mary und wirft mir eine ganze Taubnessel mit Wurzeln und gelben Blüten über den Sicherheitsabstand hinweg zu. Ich rieche daran und sie sagt: „Wenn du die Blüte rausnimmst und an ihrem Hinterteil saugst, dann schmeckst du ihre Süße, falls noch keine Hummel schneller war.“ „Ja, ich weiß“, sage ich und sauge trotzdem alle Blüten leer. 8 volle und dreimal eine Hummel, die vor mir dran war. Ich fuhr mit dem Hund und dem Fahrrad durch diese Landschaft und schimpfte manchmal auf die Hügel, die mich dazu brachten, vom Rad zu steigen und zu schieben. Mary in ihrem Garten hab ich dann zufällig getroffen. Vor ihr blühten Narzissen noch ein wenig gelb und Traubenhyazinthen blau, neben ihr ein Kirschbaum rosa und dann kam der Kuhstall und dahinter ein Rapsfeld und dann der Wald, der in unterschiedlichen Grüntönen austreibt und auch Blüten trägt. Ich sagte Hallo und fragte, ob ich ein paar Fragen fragen dürfte, zur Landwirtschaft und so weiter, weil ich Schriftstellerin bin und über Bäuerinnen schreiben möchte,

*Wir haben auch zwei Gefriertruhen
im Keller stehen, die sind voll mit
Fischen. Nicht nur zum Essen, sondern
auch welche, die er gerne
ausstopfen lassen möchte, um die an
die Wand zu hängen.*

und dass ich angehalten habe, weil hinter ihr die Kühe im Futterstall fressen. Mary sagt, dass sie noch ein bisschen Zeit hätte, bevor sie zum Melken geht. Ihr Mann läuft vorbei und grüßt und fragt, ob Mary mir das mit den Blüten schon erzählt hat. Mary sagt: „Da ärgert er mich schon wieder, aber in diesem Jahr macht er sich auch Sorgen. Tut so, als hätte ich Unrecht, aber sieh dir mal die Blüten der Bäume an. Zuerst freut man sich und denkt, so viele in diesem Jahr, so viele Blüten, den Bäumen geht es gut.“ Und das ist, was ich natürlich auch dachte, die Bäume blühen und die Bäume blühen viel, weil es ihnen gutgeht, Blüten zur Freude, zum Feiern, wie wenn sich Menschen für Hochzeiten besonders in Schale werfen. „Das ist aber eine Panikblüte, einfach Panikblüte, den Bäumen gehts seit den letzten Dürresommern schlecht, Bäume kümmern sich nicht um sich selbst, sondern um ihre Art, sie gehen jetzt über ihre Kräfte hinaus, um in diesem Jahr besonders viel zu blühen. Für dieses Jahr pflanzen die Bäume, so viele Nachkommen wie möglich in die Welt zu setzen ...“ Während Mary spricht, wischt sie sich Erde ins Gesicht und wirft Unkraut auf einen Haufen anderes Unkraut. „Unkraut gibts ja eigentlich nicht, man kann ja selbst entscheiden, was man nicht im Garten haben will. Wenn wir jetzt dürften, dann könnte ich uns einen

Salat mit Taubnesseln machen, bisschen Kürbiskerne dazu und Öl, Pfeffer, Salz.“ Und in meinem Kopf spielen sich dramatische Filmszenen ab, in denen Bäume wunderschön gekleidet um ihr Überleben kämpfen und am Ende zu Feuerholz zerfallen. Ich frage Mary, als die Kühe im Stall sich schon bemerkbar machen, noch, weil es Teil meines Fragenkatalogs ist, ob ihre Kinder denn ebenfalls in der Landwirtschaft tätig sind. Die Tochter, die wollte weg aus der Landwirtschaft, sagt Mary, „hat eine Ausbildung zur Bürokauffrau gemacht, wollte nach Köln oder Hamburg und ist dann beim Schwimmen verunglückt, nicht hier, im Ausland, und der Junge, der hat den Hof übernommen und bis vor Kurzem war seine Verlobte noch da, mit der konnte man richtig was anfangen im Stall, aber die ist jetzt weggelaufen, vor ihm und seinen Fischen.“ Mit der Hand deutet sie zu einer Scheune, wo neben der Schubkarre ein Motorboot steht. „Manchmal kann man das ihr auch nicht verübeln, ich bin ja auch hier hergekommen und das einzige, was du dann bekommst, das sind Kinder, Urlaub hast dein ganzes Leben nicht. Das macht mir ja nichts, ich kannte das ja auch nicht anders, einmal waren wir dann in der Türkei, in so einem All-inclusive-Hotel, aber gefallen hat mir das nicht, mit so vielen Menschen, da hab ich mich gleich



selber wie im Stall gefühlt und den Stall daheim vermisst, das ist alles so richtig eng, wenn man das nicht gewöhnt ist, dass man da nur ein kleines Zimmer mit Schrank hat. Ich kann das auch nicht, den ganzen Tag nur rumliegen. Aber die jungen Leute, die brauchen das, dass die was von der Welt sehen. Einmal, da waren wir auch im Allgäu, das war dann Urlaub auf dem Bauernhof mit meiner Freundin, das war schon interessanter, zu sehen wie die anderen das so machen mit den Kühen, wenn die Landschaft ein bisschen anders ist. Vielleicht hätten wir sowas Ähnliches auch besser

in der Türkei gemacht, nicht die Sache mit dem Hotel. Aber damals hat man ja noch nicht so viel rausfinden können, mit dem Internet. Ich jedenfalls nicht, man weiß ja auch nicht genau, was einen interessiert, wenn man sich zum ersten Mal interessiert, das ist auch ein Lernprozess und deshalb klingt das vielleicht auch wie ein Klischee, der Bauer, der sich nur auf dem Land wohlfühlt, was er nicht kennt, das frisst er nicht. Und mein Sohn, wie soll ich das sagen, der angelt so gerne, und manchmal, da werd ich davon auch müde, wenn er ständig von seinen Fischen spricht und



*Ich sags ihm eh ständig,
vielleicht wenn er es mal
schwarz auf weiß liest, viel-
leicht bringt das ja was
und dass ich das sage, das
kannst du auch schreiben.*

wüsste nicht, was ich mehr will, die Kühe und der Garten, die machen mich jedenfalls glücklich, und das alles kannst du gerne so schreiben, wenns nicht zu kitschig ist für dich, weiß eh nicht, wer das lesen will, ich bin jedenfalls froh, dass ich damals von Dortmund hier hergezogen bin, da verliebst dich und schon hast 100 Kühe am Hals, zu denen muss ich jetzt auch wieder, hat mich sehr gefreut, gibst mir halt nen anderen Namen und lass es mich vorher mal lesen.“ „Und das mit dem Sohn und den Fischen, das geht auch klar, wenn ich das schreibe?“ „Ich sags ihm eh ständig, vielleicht wenn er es mal schwarz auf weiß liest, vielleicht bringt das ja was und dass ich das sage, das kannst du auch schreiben. Vielleicht meldet sich ja auch eine Frau, die Fische und Kühe mag, das würde ja dann alle freuen“, sagt Mary noch und lacht ihr blumiges Lachen und wischt sich den Untergrund von der Hose.

Und ich hab Mary benannt nach dem Mädchen mit dem geheimen Garten.

Fotos von sich und den Fischen aufhängt. Wir haben auch zwei Gefriertruhen im Keller stehen, die sind voll mit Fischen. Nicht nur zum Essen, sondern auch welche, die er gerne ausstopfen lassen möchte, um die an die Wand zu hängen. Das hat seine Verlobte immer verhindern können, konnte sich das nicht vorstellen, einmal die Woche 10 Fische an der Wand abzustauben, wie hält man denn Schuppen sauber, wenn da die Fliegen draufscheißen? Ich weiß nicht, was da sonst noch vorgefallen ist, bestimmt noch mehr, aber das mit den Fischen, das versteh ich, das kann man nicht aushalten. Zum Sohn hab ich schon gesagt, er soll jetzt ne Anzeige schalten, Bauer sucht Bäuerin, da muss es ja jemanden geben, der das alles will, weil hässlich ist es hier ja nicht, hat auch noch die Haare auf dem Kopf, es ist nur viel Arbeit, aber wenn man abends weiß, was man den ganzen Tag gemacht hat, dann ist das doch was, ich jedenfalls

Die Samenhändlerin der erste Teil

Der Platz ist mit Gattern umstellt und mit Rindenmulch aufgefüllt. In der Mitte steht eine Zielscheibe, jemand hat mit Kreide einen Bullen darauf gezeichnet, der durch Ringe rennt, und der rote Kreis in der Mitte, der trifft sein Herz.

Mit dem Blasrohr in der Hand steht Mary vor der Zielscheibe. Es ist ihr erster Arbeitstag als Bullenabsamerin und sie schießt mit dem Blasrohr leere Betäubungsspritzen aus allen Winkeln des Platzes Richtung Zielscheibe. Ihr Ausbilder lehnte kurz am Gatter und kommentierte ihre Treffsicherheit, sie übt das Zielen ja aber nicht für ihn, sondern für ihr eigenes Überleben, und so ließ er sie wieder allein. Sie prüft Abstände, nimmt unterschiedliche Positionen ein, zielt, schießt und zieht Spritzen aus dem Kreidebullen, sie wird besser.

Das Blasrohr mit den Betäubungsspritzen trägt sie auch am nächsten Tag bei sich, als Mikolaj den Zuchtbullen aus dem Futterstall lässt.

Zuchtbulle kennt die Prozedur, weiß, wenn sich ihm das Tor öffnet, dann darf er im Fliesenraum sein weiches Inneres unterm Fell hervorholen und tief in eine der vorgewärmten Vaginalnachbildungen stecken. Er kennt seinen Weg, läuft ohne Zögern, ohne Strick. Der Anblick von Fliesen erfreut ihn, lässt ihn an Erleichterung denken, er wird in ferner Zukunft einer von wenigen sein, die frohen Mutes in die Fliesenkammern des Schlachthofes marschieren werden. Weiße Fliesen um weiche Zuchtbullen, blankgeschrubbt immer wieder, nachdem Scheiße, Blut und Sperma auf sie traf. Erstmal steht für ihn ein anderer Bulle bereit.

(Als ich Mary beim Interview erstaunt fragte: „Wie, ein Bulle?“, da sagte sie, dass Bullen alles bespringen, das von hinten rund aussieht. Wir lachten.)

Und so bohrt Zuchtbulle seine Nase tief in den Arsch des bereitstehenden Bullen, den Mikolaj mit einem Strick am Nasenring hält. Zuchtbulle hebt seine Vorderbeine und steigt erregt eine Etage

höher, umarmt Bulle mit den Vorderbeinen, legt ihm zuckend immer wieder den großen Kopf auf den Rücken, balanciert auf zwei Beinen den Boden, Bulle steht da, mit dem Strick in der Nase. Beim Entsamen denkt Mary dann an nichts anderes als an ihre eigene Sicherheit. Sie steht halb unter Zuchtbulle während er mit seinem ausgefahrenen Penis in die Vaginalatrappe ejakuliert, die sie ihm überschob und Mikolaj hält Bulle am Strick. Sie werden zu einem guten Entsamungsteam, Mary, Zuchtbulle, Bulle und Mikolaj, der kaum deutsch spricht. Zuchtbulle ist manchmal auch ein anderer Zuchtbulle. Das Blasrohr mit den Betäubungsspritzen, das musste sie in den zwei Monaten nie verwenden und nur einmal verläuft ein Arbeitstag ohne Erfolg. Zuchtbulle springt zu schnell auf Bulle auf und verliert sich in ihm, Mary steht mit der nutzlos gewordenen Vaginalatrappe daneben und beginnt zu lachen. Mikolaj, der sich aufs Festhalten von Bulle konzentriert, den Strick mit seinen Augen abfährt und vielleicht doch eher an etwas ganz anderes denkt, schreckt auf und blickt Mary fragend an. Als er die Situation zu verstehen beginnt, da sagt er trocken: „Jetzt ist der ganze Arbeitstag im Arsch.“

Nach den zwei Monaten fliegt Mary für weitere zwei Monate auf einen Absamungsbetrieb für millionenschwere Zuchtbullen in Wisconsin. Bullen und Herden bis an den Horizont. Ihren ersten Arbeitstag verbringt sie auf staubigem Boden, der Platz ist mit Gattern umstellt. In der Mitte steht ein Bulle aus Leder und Holz. Mit dem Lasso in der Hand steht Mary auf dem Platz und übt ihre Hand- und Wurfbewegungen, während ein paar Männer am Gatter lehnen. Diesmal übt sie für alle. Bei der Arbeit wird sie manchmal von einem Pferd getragen und trägt dabei einen Lederhut. Die Bullen genießen abspritzen weltweit.

Zurück in Deutschland wird Mary Samenhändlerin. Eine der wenigen Samenhändlerinnen Deutschlands. Die Firma, die mit hochwertigem Bullensperma handelt, die bringt ein Händlerprospekt heraus, druckt dort die Samenhändler und die einzige Samenhändlerin mit Kontaktnummer ab, verteilt die Prospekte an Bauern europaweit, und das Telefon beginnt zu klingeln und Mary von Portugal bis Kasachstan die Bauern zu beraten. In einem Koffer trägt sie bestes Bullensperma bei sich, lässt es nach erfolgreicher Beratung gleich vor Ort und bald darauf tragen ganze Kuhherden Kinder unbekannter Väter in ihren Bäuchen über Wiesen und Spaltenböden spazieren. Manche der Kälber bleiben bei ihren Müttern, manche nicht. Gerade jetzt, heute an diesem Tag, da sind die meisten Kälber weniger wert als ein Kanarienvogel. Mary wird später Bäuerin werden und den Hof des Vaters übernehmen, der ihr ihn mit Freuden und voll Vertrauen überlässt, nicht wie der Großvater, der zu schimpfen begann, sobald er davon hörte, dass Mary den Traktorführerschein macht. Mädchen, die gehören nicht auf Traktoren, wird er sagen, solange er lebt und sobald er Mary neben dem Traktor stehen sieht. Auf Marys Hof werden alle Kühe Namen tragen und die Kälber bei ihren Müttern aufwachsen und die älteren Kühe nicht von den jüngeren getrennt werden und Mary wird mit Überraschung feststellen, dass das Zusammenleben einer Herde in der Generationenmischung am besten funktioniert. Soziale Strukturen werden entstehen und für Stabilität sorgen, die Kühe kennen ihre Namen auch, an der Häufung von ähnlichen Namen erkennt man deren Inspirationsquellen und Jahrgänge. Es gibt den Asterix-und-Obelix-Jahrgang. Harry Potter und Draco Malfoy werden bald zusammen geschlachtet und direktvermarktet werden. Ihr Fleisch dann



ununterscheidbar voneinander im Kühlregal liegen. Doppelnutzung – das ist, wenn Rinder nicht nur für Fleisch gehalten werden, wenn Rinder nicht nur für Milch gehalten werden, sondern wenn sie mit beidem gut sind. Doppelnutzung, die gibt es auch bei Hühnern, bei Schweinen nicht.

Solange Mary aber noch Samenhändlerin ist, da wird sie erst mal Nachrichten von einem Bauern erhalten, eine unterdrückte Nummer. Willst du mich nicht auch einmal absamen?, schreibt er. Bei mir ist auch haufenweise Sperma zu holen, schreibt er wieder und schreibt weiter und hört nicht auf. Er beginnt, Bilder von der Lagerhalle seines Spermas zu schicken, fleischig, die Vorhaut angespannt, man will sich das keine Sekunde anschauen, doch das will er nicht wahrhaben, seine Erregung erregt ihn, er schickt Bilder immer wieder, auf einem sind Teile seines Gesichts zu erkennen. Mary befragt die anderen Samenhändler, sie würde gerne auf einen Überraschungsbesuch des Massenmasturbierers

Als ihr dann das Reisen zu viel wird, da spricht sie mit ihrem Vater, über den Hof und die Pläne. Spricht auch mit dem Bruder, der den Hof eigentlich mal übernehmen wollte, aber dem fehlt das Reisen, sie tauschen die Jobs.

verzichten. Kennt ihr diesen Bauern?

Das ist einer von meinen Kunden, sagt einer der anderen Samenhändler. Der sitzt oben in Norddeutschland, der kommt dich erst mal nicht holen, ganz alleine mit 150 Mutterkühen. Wer soll sich da um die kümmern, wenn er jetzt losfährt?

Mary zeigt ihn an und hört nichts mehr von ihm.

Als ihr dann das Reisen zu viel wird, da spricht sie mit ihrem Vater, über den Hof und die Pläne. Spricht auch mit dem Bruder, der den Hof eigentlich mal übernehmen wollte, aber dem fehlt das Reisen, sie tauschen die Jobs. Der Bruder zieht mit dem Spermakoffer los, bewirbt bestes Bullensperma von Norwegen bis Bulgarien. Manchmal kommt er unangemeldet auf dem Hof vorbei. Stellt den Koffer vor dem Hundezwinger ab, die beiden Hunde vor Freude außer sich, springen an ihm hoch, werfen den Koffer um, ich bleibe zwei Wochen da, ruft der Bruder dann in die Ställe hinein. Mary und ihr Freund, der mit ihr auf den Hof zog, die packen dann ihre Koffer, fahren spontan drei Tage weg, gar nicht so weit, nur ein bisschen weg. Drei, vier, fünf Tage ohne Tiere, nur sie beide. Vielleicht zweimal im Jahr. Ihr reicht das aber, sie hat keinen Job, vor dem sie fliehen muss, sondern einen, der sie anzieht.

Anmerkung: Einen Spermakoffer, den gibt es natürlich nicht so einfach. Es ist in Tiefkühlbehältern in flüssigem Stickstoff. Das trägt man nicht so einfach durch die Gegend. Die Autorin mag nur das Bild vom Sperma im Koffer, das einfach an einem Arm herumgeschlenkert werden kann, wie ein Kind beim „Engel, Engel, flieg“.



Die schwere Hofnachfolgerin auch der erste Teil

Mary wurde als zweite von drei Mädchen in eine Bauernfamilie hineingeboren, in einer Zeit in der Knechte und Mägde sich die Betten mit Flüchtlingen aus dem Osten oder Flüchtlinge aus dem Osten sich die Betten mit deutschen Knechten und Mägden teilen mussten.

Der Bauer, Marys Vater, sprach Französisch flüssig mit den Bäumen im Wald, kannte die Flüsse der Welt, trug sie den Schwestern zum Einschlafen vor, wäre lieber Lehrer für Französisch und Geografie geworden. Die Übernahme des elterlichen Hofes hatte vor seinen Träumen Vorrang, hatte er doch als einziger von vier Brüdern den Krieg überlebt.

In einem ernsten Gespräch zwischen Kuhstall und Küche, da sprach Marys Mutter zu Marys Vater ein ernstes Wort, sagte, dass sie jetzt auf ihren Körper achten und nicht weiter versuchen wolle, für den Hof einen Jungen als Hofnachfolger zu gebären. Sie habe jetzt auch nicht das Gefühl, dass in ihr ein Junge heranwachsen könne, die Erfahrung der letzten Jahre spricht.

Nach einigem nachdenklichen Zögern fragte der Vater die Mutter, welches der drei Mädchen bei der Geburt denn das schwerste gewesen sei, denn Entscheidungen werden besser beizeiten getroffen.

Die Mary natürlich, sagte die Mutter, ohne sich besinnen zu müssen. Mary schaukelte währenddessen gerade auf der Schaukel in der Eiche, schaukelte im Stehen und streckte den Eltern lächelnd immer wieder eine Fußsohle hin. Sie war gerade dabei, das einbeinige Selbstanschubsen ohne Bodenkontakt

zu perfektionieren. Der Vater bestimme Mary aufgrund ihres Geburtsgewichts zur alleinigen Hofnachfolgerin, sie würde Haus, Hof und Tier übernehmen, ungefragt, wie er selbst.

Er winkte Mary, ihre Schwestern, Knechte und Mägde zu sich, um seine Entscheidung im Kreis zu verkündigen. Danach wurde über die Entscheidung nicht mehr gesprochen, obwohl alle davon wussten, und für eine Weile änderte sich für Mary nichts, bis sie vom Schaukeln zum Tanzen übergang und sie zum ersten Mal mit ihrer älteren Schwester zum Dorffest ging.

In ihr schönsten Kleid gepackt, da sprach sich ihre Gegenwart gleich herum, beinahe von jedem ledigen Mann des Dorfs wurde sie zum Tanzen aufgefordert, drehte sich außer Atem den ganzen Abend im Festzelt im Kreis, kam aus dem Lächeln und Lachen nicht mehr heraus, die Männer lachten und lächelten mit, Mary fühlte sich glücklich, was für eine Erfahrung. Krystyna aus Polen erzählt ihr am selben Abend, dass einer der Dörfler sie vergewaltigt hatte. Sie konnte das Wort Vergewaltigung gar nicht richtig aussprechen und damals wusste von dem Wort sowieso auch kein Deutscher. Die Frauen sagten sich im Allgemeinen: Da musst halt durch und wenn du mal heiratest, dann tuts auch nicht mehr weh. Das sagte sich auch Krystyna und Mary wusste ihr auch keinen anderen Rat, den wollte Krystyna auch nicht, sie war ja hauptsächlich froh, dass sie innerlich keine Verletzungen in Form eines ungewollten Kinds zur Schau tragen musste. Andere Freundinnen als Krystyna hatte Mary im Dorf nicht, sie kam sich im Dorf immer beobachtet, immer seltsam, immer fehl am Platz und beurteilt vor.

Mary zog nach Krystynas Bericht ihre Schwester nach Hause, Maries Schwester zog Mary nach Hause, denn sie hatte plötzlich die Befürchtung und Erkenntnis, dass die Begeisterung der Männer,

die vielen Aufforderungen zum Tanz, weniger Marys Lachen und Lächeln galt, als Marys Land und Vieh. Man wollte sie, weil sie den Hof erbte. Alle Hektar legten sich auf Marys Stimmung, zog diese nach unten, fruchtbares Land aus Dung und Erdreich wog schwer auf den Schultern der Schweregeburt.

Mary packte ihre Sachen, auf dem Hof wurde sie ja eigentlich nicht gebraucht und sie brauchte den Hof auch nicht. In Münster machte sie eine Ausbildung zur Kauffrau, liebte den Trubel, die Kultur, all das was geboten wurde, fand Freundinnen, die sie auf dem Dorf nicht gefunden hatte, weil sie sich immer so anders gefühlt hatte. Sie traf ihren Mann, bekam die Söhne eins und zwei und brauchte dann immer Stunden, um mit Kind und Kegel zum nächsten Badensee zu gelangen.

Manchmal dachte sie dann an ihre Großmutter, die das J wie ein G aussprach. Eines Tages zum Beispiel war die Großmutter im Kuhstall ausgerutscht, schürfte sich die Schienbeine auf die selbe Art und Weise auf wie später Marys Jungs beim Rollschuhfahren. Lauthals bestellte die Großmutter mit dem Telefon bei der Apotheke dann Jod. God, ich brauche God, ich brauchte God um mir das God auf die Schienbeine zu schmieren, damit die sich nicht entzündeten. Mary stand um die Ecke, ein Kätzchen auf dem Arm und hatte sich gefragt, ob man die Großmutter am anderen Ende der Leitung wirklich verstünde, und lange Zeit hielt man die Frau, die eine Flasche Kot bestellen wollte, für eine Verrückte. Bis die Apothekerin plötzlich verstand und am Ende des Tages mit ihrem Cabrio das Jod für die Großmutter vorbeibrachte.

Die Jahre gingen ins Land und mit ihnen gingen die Menschen. Auf dem Hof war nur noch der Vater übrig, und Mary zog mit Mann und Jungs auf den Hof, so wie es das Geburtsgewicht für sie vorgesehen hatte. Sie arbeitete weiter im Büro,

eines morgens wachte sie auf und ihr Sohn hatte sich selbst ganz klassisch zum Punk gemacht, rot stellte er seine Haare zum Kamm nach oben, die Hühner flohen vor ihm nicht mehr.

Als der Vater starb, verpachtete sie den Stall, das Land, verkaufte das Vieh, baute den Hühnerstall zu Räumlichkeiten für ein Café aus, das Backhaus, in dem die Großmutter einst so viel Brot gebacken hatte und die Urgroßmutter und die Urgroßmutter auch, in das stellte sie auch Stühle und Tische und auf die Tische legte sie frischgebügelte Tischdecken und darauf stellte sie frischgepflückte Blumen in Vasen und dann lud sie sich die Gäste von außerhalb für Kaffee und Kuchen ein, ihre Freunde aus Münster, Menschen aus dem Umkreis, die ihr gefielen, die dann auch ihre Freunde wurden. Plötzlich fühlte sie sich zuhause auf dem Hof, und die Menschen die kamen, die fühlten das Zuhause auch.

Marys Mann holt mich mit dem Auto ab. Eigentlich wollte ich die 12 km mit dem Fahrrad fahren, aber der Hund hatte sich beim Schwimmen übernommen, geht mit seinen Pfoten kein Stück und will doch nicht alleine bleiben. Die Autofahrt war seine erste seit Monaten, meine auch. Der Hund sprang freudig in das Auto und wir fuhren durch Wälder, hielten an einem gelben Herrenhaus, das ebenfalls inmitten uralter Bäume stand. Dann fuhren wir weiter, zum Rand eines Dorfes, wo Stühle draußen neben den Kornfeldern in der Sonne standen. Die Schaukel am Baum, der Weizen im Wind, die Besucher kamen von nah und fern, mit Hund und ohne Hund. Mary stellte mich allen wie eine Freundin vor und ich aß ihren Kuchen, von jeder Sorte ein Stück, jedes Stück schmeckte besser als das davor, aber das davor schmeckte ohnehin nach dem besten Stück Kuchen überhaupt.

SÜDWESTFALEN

168

MÖGLICHKEITEN EINER REGION EIN REISEBUCH

Barbara Peveling ist auf die Suche gegangen, nach dem, was im Lokalen Widerstand bietet, gegen den allgemein bekannten Globalisierungseffekt, der darin besteht, dass sich die Regionen der Welt immer ähnlicher werden. Sie hat sich nach dem umgeschaut, was Besonders ist, was jenseits der bequemen und banalen Benutzeroberfläche liegt. Auf ihrer Reise hat sie viel Eigenes gefunden und entdeckt, auch über sich selbst.



DR. BARBARA PEVELING 1974 in Siegen geboren. Nach dem Abitur zweijähriger Aufenthalt in Israel. Promotion in Ethnologie und Geschichte, Tübingen und Paris. Für ihre Dissertation erhielt sie 2015 den Manfred-Görg-Preis. Romane: „Wir Glückspilze“ (2009), Nagel und Kimche, Zürich; „Rachid Rebellion“ (2017), Goldegg Verlag, Wien. 2021 erscheint die Anthologie „Reproduktion Reloaded“ bei der Edition Nautilus. Preise und Auszeichnungen: 2006 Finalistin Open Mike, Goldegg Autorenstipendium 2015, Atelier NRW 2017, Preis der Buchmesse Ried 2019. Barbara Peveling lebt mit ihrer Familie in einem Pariser Banlieue und in der Nähe von Köln.

Nach Hause kommen

Zu Hause bin ich hier schon lange nicht mehr. Ein Fönsturm hat mich vor langer Zeit mit sich fortgeweht, als sich Nordwest- und Südostwind mal wieder auf dem Händler trafen, hat mich eine Sturmböe mitgerissen und so bin ich im Neunziggradwinkel der Luftströmung aufgestiegen und davongeweht.

Die Kleewiesen ließ ich hinter mir, den Hafer, den Hopfen auch, die Wälder aus Rotbuche, Fichte und die vielen Fischteiche und Schafswiesen wurden schnell immer kleiner in meiner Erinnerung, bis ich sie fast ganz vergessen habe.

Aber vermisst habe ich doch den Löwenzahn. Seine dunklen Blätter, seinen bittereren Duft. Ihn habe ich besonders geliebt, wenn ich im Frühjahr die langen Blätter für unsere Hasen sammeln musste, die dann bei den Nachbarn am Wochenende geschlachtet werden sollten. Der weiße Saft blieb mir oft an den Fingern kleben, wurde schwarz und war auch noch im Sommer da, wenn alle Wiesen gelb standen, ein Himmel voller goldener Sonnen. Ganz besonders mochte ich meinen Taraxacum im Herbst, wenn die Sonnen verblühten und ich mit einem Atemzug weiße Wölkchen übers Land pusten konnte. Und er hat alle meine Wünsche mit sich fortgetragen.

Ich habe mich vom Wind treiben lassen wie der Samen einer Pusteblume, und alles, was mir blieb, war eine vage Erinnerung an diese Landschaft, ein Gedanke, ein Gefühl, das sich wie ein Keil in mein Herz getrieben hat. Sich kalt anfühlte, wie die Schneefelder, die gerade auf den Wiesen zwischen Lüdenscheid und Herscheid liegen.

Ich habe meine Kindheit verlassen, wie die Erdgeschichte das Holozän verließ, und mit ihr bin ich mit den Jahren immer weiter ins Anthropozän gerutscht. Das Zeitalter der Menschheit, wie der Nobelpreisträger Paul Josef Crutzen unser gegenwärtiges Erdzeitalter nennt. Und ich habe nicht einmal gemerkt, wie die Distanz zwischen mir und der Natur meiner Heimat immer größer wurde. Wie es normal geworden ist, überall auf der Welt sehr



schnell und für nur sehr wenig Geld hinzukommen, wie ich mich daran gewöhnt habe, aus Plastikflaschen nicht nur zu trinken, sondern sogar Plastik zwischen meinen Zähnen zu kauen, ich habe nicht einmal gemerkt, dass die Welt immer heißer wurde, sondern einfach nur die Sommer genossen, die sich aneinanderreihen wie Atemzüge, so schnell, dass man gar nicht mehr darüber nachdenkt. Der biologische Lebensraum um mich herum ist immer kleiner geworden und die Städte immer größer. Weniger Tiere, weniger Fische, weniger Bäume. Weniger Welt.

Lange habe ich geglaubt, dass es nur mir so geht, denn ich bin vom Land in die Stadt gezogen, ich habe mir lange eingeredet, dass es nur mein Lebensraum ist, der asphaltiert wurde, weil ich aufge-

brochen bin, alle Natur hinter mir gelassen habe, um den Asphalt der Welt unter den Fußsohlen zu spüren, dass ich Chlorwasser trinke, weil ich in einer dichtbesiedelten Region lebe. Und ich habe nicht glauben wollen, dass es eigentlich überall so ist, hier und dort und vielleicht auch da, wo ich aufgewachsen bin.

Da, wo wir als Kinder Robin Hood gespielt haben, weil das mal die einzige Serie war, die im Nachmittagsprogramm lief, und wir die Geschichte toll fanden und weil wir noch viel mehr davon wollten, aber kein Netflix hatten, auf dem uns noch hundert andere tolle Serien rund um die Uhr vorgeschlagen wurden, also sind wir raus in die Natur, Stöcke sammeln, und haben nach- und weitergespielt, was wir so ungemein gut fanden. Robin Hood zu sein, war eines der größten Abenteuer meiner Kindheit in Südwestfalen.

Doch das alles ist Vergangenheit und meine Kinder lachen über mich, wenn ich mal wieder Robin Hood sehen will, und dann einigen wir uns darauf, noch mal Harry Potter zu sehen, weil auch das eine tolle Geschichte ist, und ich bin immer wahnsinnig froh, wenn ich Zeuge werden darf, wie sich meine Kids gegenseitig Zaubersprüche zuwerfen. Nur ihre Zauberstäbe, die sind gekauft, weil in unserem Wohnviertel nur wenig Bäume auf der Straße stehen, und denen sollen sie nicht die wenigen Äste abreißen, die ihnen der Gärtner der Stadt gelassen hat, schließlich darf der Baumwuchs nicht den Straßenverkehr stören.

Hier in Südwestfalen ist es anders, hier wird das Holz geschlagen, das anderswo weiterverwertet wird. Und mit dem Wald und den Wiesen kommt auch die Erinnerung zurück.

Ja, genau hier, wo ich schon so lange zu Hause bin.

Bullerbü und Borkenkäfer

Rhonard war immer mein Bullerbü in Südwestfalen.

Die Tage in Rhonard rochen schon beim Aufwachen nach Heu, Stroh, Mist und frischer Milch. Noch bevor wir überhaupt ins Auto stiegen, um nach Rhonard zu fahren, war ich als Kind aufgeregt und ganz besonders glücklich. Dabei gab es eigentlich in Rhonard nichts als eine Straße, bei der man immer aufpassen musste, weil die Autos so schnell fuhren, eine Handvoll weitläufiger Bauernhöfe, sehr viele Wiesen, Tiere und Wald. Ich fuhr so gerne nach Rhonard. Denn Rhonard war das Bullerbü meiner Kindheit, nicht nur wegen dem Geruch, sondern auch wegen dem Heu, in das wir krochen, um Verstecken zu spielen, Räuber zu jagen oder nach Mäusen zu suchen, wegen den Räumen aus Holz und aus Stein, gebaut so ganz ohne Beton, in denen wir saßen und ungeduldig auf die frische Milch am Abend warteten.

Und nun ist da wieder dieser Geruch, als ich die Autotür öffne, und sofort fühlt es sich an wie immer, wenn ich hier in Rhonard war, und schon bin ich wieder in Bullerbü und alles ist gut. Ein Auto fährt vorbei, sehr schnell und ohne überhaupt die schöne Buche wahrzunehmen, neben der ich gerade stehe und die ich frage, ob sie mich noch kennt, sich noch an mich erinnert, wie ich hier war, mit einer einstelligen Alterszahl an Jahren und immer so glücklich und aufgeregt. Die Buche

antwortet nicht, sie hat ihre eigenen Sorgen, ein wenig zu viel Moos hat sich auf ihrem Stamm gesammelt, die Winter sind ihr zu warm geworden, aber das ist nichts im Vergleich zu den Fichten, die zur Jahnschaft gehören und die am Borkenkäfer leiden „wie noch nie“. So stand es 2018 in der Zeitung und da stand auch, dass das Umweltministerium Nothilfen ablehnt. Denn 2018 war ein Jahrhundertsummer, besonders heiß, trocken, mit wenig Niederschlag, Trockenstress für Fichten und für Borkenkäfer leichtes Spiel.

Bullerbü, das war einmal, heute ist der Borkenkäfer da und macht den Menschen das Leben schwer. Für viele Waldbauern waren die Fichten die Altersvorsorge, es braucht Generationen, bis ein Baum auswächst, und die, die damals noch Kinder waren, als ihre Väter hier die Bäume pflanzten, sind schon längst nicht mehr da, abgewandert vom Land in die Stadt, da wo es Arbeit gibt. Von ein Dutzend Höfen in Rhonard gibt es heute nur noch zwei, die von der Landwirtschaft leben. Aber Rhonard ist immer noch wunderschön, ein heller Fleck Erde mit viel Licht, das findet auch die Buche und erzählt mir, das Rhonard gerodeter Hard (Bergwald) bedeutet, dass es hier schon lange Menschen gibt, ungefähr seit dem Jahr 1000 n. Chr., Menschen, die schon immer vom Holz und

Land leben, wenigstens so lange die Buche da ist, und dabei betont sie, wie froh sie ist, dass sie hier immer noch steht.

Und sie erzählt mir von dem Forstschutzgesetz, das 1810 erlassen wurde, um „unabsehbares Leid“ abzuwenden. Die Berge mehrerer Orte wurden zu einer Jahnschaft vereinigt.

Ich staune, da mir klar wird, dass die von Menschen verursachte Rodung kein neues Problem des Klimawandels ist, sondern bereits mit den frühen Zivilisationen entstand.

In Rhonard waren sich die Bewohner sehr wohl der Abhängigkeit von der Natur bewusst, Landwirtschaft stand immer im Mittelpunkt, obwohl es schwer war, seine Existenz aus der Bearbeitung des Bodens zu sichern. Besonders in Zeiten als die Pächter noch den Zins an den Fürsten zahlen mussten. Die Arbeit in der Kupfergrube brachte zusätzliche Einnahmen. In Rhonard befindet sich eine der ältesten Gruben der Gegend.

Auch das alles wusste ich nicht als Kind, es war mir egal. Du hast mir halt nie wirklich zugehört, beschwert sich die Buche, immer nur gespielt, die Zeit vergessen und alles, was sie beinhaltet, das Heute und vor allem das, was war.

Früher gab es regen Verkehr in dem heute so verlassen Ort an der alten Straße. Die lag nämlich mal am Haupthandelsweg zwischen Siegerland und der Grafschaft Mark. Das Gewerbe von Gaststätten, Fuhrmann und Vorspannbetrieb kam so richtig in Schwung, nachdem Napoleon 1818 die Straße hatte neu bauen lassen.

Ich muss lachen, und als die Buche wissen will, warum, erzähle ich ihr, dass mein Großvater immer behauptet hat, wir würden alle von Napoleon abstammen, ich habe immer geglaubt, das läge lediglich an seiner Leidenschaft fürs Nachbarland, für die Sprache und die Kultur.

Aber vielleicht hatte er gar nicht so unrecht, das

Du hast mir halt nie wirklich zugehört, beschwert sich die Buche, immer nur gespielt, die Zeit vergessen und alles, was sie beinhaltet, das Heute und vor allem das, was war.

wirst du noch sehen auf deiner Reise durch Südwestfalen, die Spuren der Franzosenzeit findest du hier noch überall, antwortet die Buche.

Das Gewerbe aus Gaststätten und Vorspanndiensten, an dieser ersten Straße in Westfalen gelegen, kam schließlich durch den Bau der Eisenbahnstrecke Ruhr-Sieg zum Erliegen.

Fast schon meine ich die Karren zu hören, die hier früher über die Hügel kamen. Aber es ist nur der Wind, der ein wenig mit den Zweigen spielt.

In Rhonard ist die Zeit stehen geblieben, erklärt die Buche und gähnt, sie ist müde geworden, jetzt läuten auch die Glocken der kleinen Kapelle, so weiß jeder im Land, dass es schon sechs Uhr am Abend ist.

Rhonard präsentiert auch alles, was ich meinen Kindern nicht mehr zeigen kann. Den Geruch von den Kälbern unter der Küche. Den Geschmack von frischer Milch. Das Muhen der Kühe, wenn sie darauf warten, gemolken zu werden. Auf Heuballen klettern und herunterspringen. Wenn ich heute will, dass sie mal Landwirtschaft erleben, dann muss ich einen Urlaub auf einem Erlebnishof buchen. Die Idylle eines genügsamen Landlebens



hat einem Industriepark Platz gemacht, der von Profitwirtschaft angetrieben wird. Die Menschen sind fort, vor allem die Jungen, das Stadtleben hält sie fest im Griff, die Ballungszentren der Stressgeneration, Klimazerstörung und Gesundheitskiller geben den Takt an.

Was für ein Humbug stöhnt die Buche, das alles hast du dir nur ausgedacht. Bullerbü ist nicht mehr und vielleicht hat es das auch nie gegeben, nur in deinem Kopf, in deiner kindlichen Fantasie, du hast es dir so zurechtgedacht, das Leben für die Menschen, die hier erwachsen waren, als du noch klein warst, war doch schwerer, als du dachtest. Auflagen, Abgaben, schau dich doch um.

Ein wenig übel nehme ich es der alten Buche, dass sie sich wichtigmachen muss, indem sie mit Humbug Annette von Droste-Hülshoff zitiert.

Aber Recht hat sie, die Buche, noch steht alles, sieht schön und ordentlich aus, doch wenn irgendwann alle fort sind, niemand mehr da ist, dann kann sich auch diese Siedlung zu einem Stück Geisterort verwandeln, dem Verfall überlassen. Sie wird dann nur einer von vielen verlassen Orten, wie es heute schon so viele gibt an französischen Land-

straßen, wo alles noch zentralisierter ist. Kinder werden diesen Ort dann nur aus dem Autofenster wahrnehmen, wenn sie in eines der Erholungszentren transportiert werden.

Trotzdem, widerspreche ich, mein Bullerbü existierte mal, ich konnte es anfassen, es war nicht nur eine visuelle Welt, ein Onlinespiel oder ein Film auf Amazon Prime. Ich weiß, wie es sich anfühlt, schmeckt und wie es riecht – und das nicht nur in meiner Fantasie, sondern ganz genau in meiner Erinnerung.

Die Buche antwortet nicht mehr, sie lächelt, als wäre auch sie in ihrem Gedächtnis verschwunden. Ich komme wieder, verspreche ich der Buche und will wissen, ob sie dann auch noch da sein wird. Das hoffe ich, flüstert sie. Ein Auto rast vorbei, der Fahrtwind lässt ihre Krone leicht zittern, als würde sie mir noch einmal zum Abschied winken.

Napoleon in Nordhelle: VERMESSUNG DER WELT

Beim Hinauffahren werde ich mit Blitz fotografiert. Dabei war ich gerade so froh, den Dränglern endlich davonfahren zu können. Aber die Drängler wissen eben, wo hier die Blitzer stehen. Jetzt bleibt mir nur zu hoffen, dass das Foto hübsch wird, für den Preis immerhin, kann man doch wenigstens ein schönes Selfie erwarten.

Es ist erstaunlich, wie sehr man sich erst daran gewöhnen muss, in einer fremden Umgebung umherzufahren, das Klima, die Straßen, alles ist nun eine große Unbekannte für mich, hier in dieser Gegend sitze ich zum ersten Mal selbst am Steuer, und so ist es doch normal, sich dieses besondere Event für die Ewigkeit auch auf einem Foto festhalten zu wollen. Etwas, das bleibt, was man dann mit nach Hause nehmen kann, der Familie zeigen. Schließlich kann man sich nicht selbst im fahrenden Auto fotografieren, dafür gibt es eben Blitzanlagen.

Sich in einer fremden Umgebung zurechtzufinden, fällt leichter, wenn man eine Karte hat, einen Plan, wie überhaupt alles im Leben. Es geht leichter mit Struktur. Dann findet man seinen Weg, und genauso hat das auch Napoleon gesehen, als er die Vermessung Südwestfalens in Auftrag gegeben hat. Es ging darum, eine topographische Aufnahme des Unbekannten zu erstellen, sich das Fremde auf diese Weise strukturell vertraut zu machen.

Man darf es mir nicht übelnehmen, dass ich mit dem französischen Kaiser auch wieder meinen südwestfälischen Großvater ins Spiel bringe, der ja bekanntlich darauf bestanden hat, dass die Menschen in dieser Region von Napoleon abstammen. Dass seine Worte eigentlich kein Spaß, sondern eine Form des kulturellen Gedächtnisses waren, die der Region Südwestfalen eigen ist, habe ich erst mit diesem Reisebuch verstanden, und es erstaunt mich immer wieder, denn nicht nur an Geschichten und Gedächtnis hat Napoleon uns viel hinterlassen, sondern auch Mittel, um uns in der Gegend zurechtzufinden. Er ordnete die Anlegung von Katastern im Rheinland an.

Anfangen mit der Vermessung der Gegend wurde am höchsten Punkt. Und so hat auch die Nordhelle ihre napoleonische Vergangenheit. Denn sie ist hier der Höhepunkt. Davon zeugt heute noch der Aussichtsturm. An seiner Stelle wurde damals ein trigonometrisches Mal in Form eines stabilen Holzgerüsts gebaut. Nachdem es dann später zusammengestürzt war, wurde an seiner Stelle der Robert-Kolb-Turm gebaut, benannt nach dem Initiator des ersten Wanderwegenetzes. Und der steht heute noch da.

Einen Turm ließ Napoleon dort errichten, um mit dem Spiegeltelegraphen möglichst schnell Nachrichten übermitteln zu können. Heute ist es der WDR, der hier seine Übertragungsanlage hat.



Sie steht direkt gegenüber des Robert-Kolb-Turms und es ist, als würden die beiden Gebäude in der Weite der Landschaft einträchtig miteinander kommunizieren oder auch nur darüber nachsinnen, wie still und ruhig es hier ist. Wald und Wälder und sonst nichts.

Von dem Turm lässt sich bei gutem Wetter weit über Siebengebirge und Münsterland schauen. Mit 663 Metern ü. NN. ist dies der höchste Punkt Südwestfalens. Von der Nordhelle bis zur Nordsee gibt es keinen höheren Gipfel. Von hier oben aus lässt sich der Raum Südwestfalen aus der Vogelperspektive betrachten.

Roland Barthes schreibt in seiner Studie über den Eiffelturm: Die Vogelperspektive ... ermöglicht es, über die unmittelbare Wahrnehmung hinauszugehen und die Dinge in ihrer Struktur zu sehen.

Der panoramatische Blick bringt die zerstreuten Teile zusammen und mit einem Mal lässt sich die Struktur des großen Ganzen, das Gesamtbild erkennen. Die Tätigkeit des Geistes, schreibt Barthes, ausgeübt durch den bescheidenen Blick des Touristen, hat einen Namen: Entziffern. Die

Gegend ist ein dem Menschen zu entschlüsselnder Text. Darin liest sich die A 45 wie eine polare Achse durch die gesamte Region. Sie ist das Rückgrat im Koordinatensystem aus Industriekultur, Waldbestand und Flächennutzung.

Eine Landschaft, deren Einzigartigkeit ich mit meinen Notizen schreibend zu entziffern suche.

An regnerischen Tagen wie diesen bleiben Aussichtsturm und die neben ihr liegende Gaststätte geschlossen. Kurz nach meiner Ankunft werden Türen und Tore versperrt und ein PKW braust eilig davon. Er wird mit ziemlicher Sicherheit weiter unten auf Höhe der Radarfalle rechtzeitig abbremsen. Da lässt sich jemand ein schönes Selfie entgehen, denke ich. Planung und Struktur werden hier eben von Klima und Wetter bestimmt. Und das ist gerne wechselhaft. Am besten wissen das die Drängler.

Heimat-Hexen

Immer wenn es knallt, sitzt die Hexe in ihrer großen Wolke über unserem Haus und beim nächsten Leuchten fährt sie herunter, so viel ist sicher, direkt zu uns in die Höhle, die wir uns mit Decken unter dem Wohnzimmertisch gebaut haben. Hörst du den Regen, wie er gegen die Fenster schlägt? So spielten wir oft, meine Schwester und ich, wenn es ein Gewitter gab, in dem Haus auf dem Hügel, wo wir aufgewachsen sind.

Wir spielten, um uns gegenseitig die Angst zu nehmen. Aber auch, um sie uns zu machen. Wir beschworen wilde Emotionen wie ein Mantra, damit wir unsere Gefühle, dieses unbekannte Territorium, lernten zu beherrschen. Wir behexten, verhexten uns gegenseitig und konnten dann später nicht einschlafen. Wir rieben uns an Widerständen, suchten nach Abwechslung und verbrannten unsere Kinderseelen daran. Wir gaben uns jeder vorbeischwirrenden Aufregung hin, weil das so ist bei Kindern und die Exzitation überhaupt das Leben erst lebenswert macht, und die Hexe über dem Dach fuhr definitiv beim nächsten Donnerschlag zu uns herunter und in uns hinein.

Jahre später saß ich auf einer sehr engen und unbequemen Holzbank einer Universität, an der schon Leute wie Ludwig Uhland studiert hatten



und hörte eine Vorlesung über *Hexerei in Zentralafrika*. Auch die Menschen dort beschworen die Angst, befragten Orakel oder beschuldigten andere, gezaubert oder sogar, sie verzaubert zu haben. Als Evans-Pritchard 1937 sein *Hexerei, Magie und Orakel bei den Zande* herausgab, bestand seine für die Wissenschaft revolutionär gesehene Leistung darin, das magische Denken fremder Gesellschaften in seinem Bestand ernstzunehmen. Das sind keine Wilden, die denken auch, eben nur anders als wir! Das magische Denken lässt sich sozusagen mit dem rationalen Denken westlicher Gesellschaften gleichsetzen, es ist ihm nur ein wenig hinterher, anders eben. Dabei hat Evans-Pritchard auf die innere Logik des Glaubens an Hexerei und

Magie hingewiesen, die in der Vorstellungswelt und der gesellschaftlichen Wirklichkeit vieler afrikanischer Gesellschaften einen festen Platz hat. Sein Werk wird noch heute als bahnbrechender Versuch gesehen, fremde Denksysteme auf ihre eigene Logik hin zu untersuchen und damit ihre Voraussetzungen explizit zu machen. Bei den Zande, erklärte Evans-Pritchard, diene Hexerei als Element, um unglückliche Erfahrungen im Alltagsleben zu bewältigen.

Orientalismus, würde Edward Said sagen und damit den Begriff bezeichnen, der die Art und Weise benennt, mit der westliche Denksysteme sich bemühen, dass ihnen Unbekannte, sogenannte *Fremde*, zu kategorisieren. Eigentlich wollen wir im Westen ja verstehen, was wir nicht begreifen können, weil das *Andere* eben nicht zum eigenen Horizont gehört. Wir möchten ja nichts Böses sagen, nicht verletzen oder urteilen, wir sind bemüht, wohlwollend und politisch korrekt zu sein, wenn *anders* schreiben, dann setzen wir logisch ein. Und alles ist gut? *Traumpfade* hat Bruce Chatwin seinen Roman über die geistige Landkarte der Aboriginis genannt, und doch an deren eigenem Kulturverständnis zu schmerzhaft vorbeigeschrieben.

Als Ethnologie-StudentInnen auf engen Holzbänken waren wir sehr bemüht, das fremde Denksystem zu verstehen – und das, obwohl die Bänke sehr unbequem waren, aber eben doch sehr wichtig, weil Uhland, Walser und sonst wer schon hineingefurzt hatten. Indem die Dinge benannt werden, machen wir uns sie vertraut, übernehmen sie, wir eignen sie uns an, sei es die Hexerei der Zande oder eben die alte Holzbank von Uhland.

Irgendwann später tauchte Hexerei in Form eines kleinen Jungen mit einer Narbe auf der Stirn auf und machte Magie auch für Westler wieder salonfähig. Diesmal aber nicht in der realen, sondern nur in der imaginären Welt, für Minder-

Indem die Dinge benannt werden, machen wir uns sie vertraut, übernehmen sie, wir eignen sie uns an, sei es die Hexerei der Zande oder eben die alte Holzbank von Uhland.

jährige geeignet. Auch meine Kinder träumen davon, selbst magische Kräfte zu besitzen, rufen sich gegenseitig Zaubersprüche zu, am liebsten natürlich *Avada Kedavra*, und genießen dann, dass dabei einfach nichts passiert.

Die schwarze Magie, lateinisch *maleficium*, wird auch Schadenszauber genannt, in den Büchern über die Frühe Neuzeit, der historischen Epoche, in der die sogenannten Zaubereiprozesse in Europa praktisch boomten, stand Schadenszauber meist an erster Stelle, war somit eine entscheidende Grundlage, damit jemand angeklagt, vor Gericht gebracht wurde. Selbstverständlich auch Tanzen in der Nacht. Dem Teufel begegnen oder sich an Orten aufgehalten haben, an denen Vieh oder Mensch krank wurden, waren definitiv verdächtige Handlungen gewesen und führten meist zu Verhaftungen.

Wer von anderen angeklagt war, wurde mit dem Schandkarren abgeholt, durchs Dorf gefahren und vor Gericht gebracht. Anrühig war in den vor allem ländlichen Gesellschaften jegliches von der Norm abweichendes Verhalten. Sex ohne Ehe zum Beispiel gehörte dazu, Menschen, die anders aussahen, eine Behinderung hatten, gerne wurden dann auch die Mütter angeklagt, so wie Trina Schmidt. Sie hatte zwei Kinder mit Gendefekt und wurde von ihrem eigenen Vater beschuldigt, diese verzaubert zu haben. Trina Schmidt fiel dem kurkölnischen Gericht in Bilstein zwischen 1629

und 1630 zum Opfer, in dieser Zeit wüteten die Zaubereiprozesse in Südwestfalen besonders schlimm. Ein Ort, der an diese Zeit erinnert ist der Hexenturm in Olpe.

Als Kind hatte ich immer Angst vor dem Hexenturm. Dabei wusste ich lange nicht mal genau, wo er wirklich stand, ich vermutete, dass die Hexen hinter dem Gitter verbrannt worden waren, wo die Statuen der Heiligen standen, dann wieder dachte ich, dass es im Turm gewesen war, an dessen Seite diese Steinfigur mit Flügeln hing, doch dieser niedliche Kopf an der Seite gehörte nicht zum Hexen- sondern zum Engelsturm. Der eigentliche Hexenturm stand weiter hinten, weniger nah am Kirchplatz als die anderen historischen Gebäude.

Gebaut wurden solche Türme ursprünglich als Teile von Stadtmauern. Begriffe und Bedeutungen wie *Engel* oder *Hexe* wurden ihnen erst später zugeschrieben. Sie wurden ihnen aufgrund von Ereignissen, Geschehnissen und Zufällen im Laufe ihrer Existenz angedichtet. Das Verhör eines Menschen, dem magische Kräfte zugeschrieben wurden, bestimmte die Zukunft eines Ortes, genau wie Worte zwischen Menschen auch manchmal bedeutende Folgen haben können. Beschwörungen, Verwünschungen, Sprüche spiegeln nur die Macht der Emotionen, mit der wir unserer Angst zu begegnen suchen. Die historischen Orte erzählen vom Scheitern, von der Scham und auch dem Leid, das auf Zuschreibungen folgen kann.

So wie bei Dorothea Becker, die im Hexenturm verhört wurde, als sie der Zauberei beschuldigt war und am Ende die schrecklichen Prozesse doch überlebte, indem sie jede Anschuldigung und der Folter zum Trotz beharrlich von sich wies. Sie gab nicht auf. Ihre Geschichte wurde von ihren Nachfahren aufgeschrieben.

Überhaupt, für Menschen, die schon seit mehreren Generationen in der Region leben, ist es

nicht unwahrscheinlich, eine Person zum Vorfahren zu haben, die in Zaubereiprozesse verwickelt war, wie Dorothea Becker. Und so gibt es praktisch zu dem in Forschung und Wissenschaft verbreiteten Wissen eine weitere Produktion, ein *indigenes Erschreiben* des eigenen kulturellen Gedächtnisses, das jenseits des öffentlichen Kanons stattfindet und in lokalen Publikationen zu seiner eigenen Sprache kommt. So wie der Roman Schattenbeschwörung von Paul Tigges, der die Geschichte der wegen Zauberei angeklagten Ursula Gerwe erzählt, zu dessen Nachfahren er gehörte.

Bei der Lektüre der Heimathexen wird mir die Diskrepanz bewusst, die im Umgang mit unserer eigenen Herkunft besteht. Lokale Autorinnen werden oft nicht wahrgenommen, wie bei der Hexerei der Zande, der Blick von *außen* überschattet den von *innen*. Die indigenen Autorinnen stehen für Heimatverein mit Wanderschuhen. Das Heimatthema umgibt eine Aura der Scham, und vielleicht steht hinter der eigenen Scham auch unsere Fernsucht, das Weite suchen, das Fremde beschreiben, mehr noch, es uns *zu eigen* machen, weil an dem, was wir zu Hause haben, da hängt immer noch so ein komischer, alter Mief dran. Vielleicht ist es unsere Angst vor den Empfindungen, die in uns aufkommen, wenn wir uns unserer *deutschen* Vergangenheit ohne wissenschaftliche Distanz zuwenden. Dann fangen wir wieder an zu stammeln, zu beschwören, zu hexen und zu verhexen. Wir drehen uns weg und halten unseren Blick weiter sehnsüchtig in die Ferne. Wir schreiben dem *Anderen* zu, was wir uns daheim auch nicht wirklich erklären können. Hexen zum Beispiel.

Es *knallt* wieder über dem Haus auf dem Hügel. Die Traumzeit ist vorbei. Gleich kommt der Donner, hörst du ihn?

Das Geräusch des Wartens

Als ich höre, dass es in Attendorn eine Moschee mit eigenem Gebäude gibt, bin ich überrascht. Das hätte ich nicht erwartet, mitten im ländlich geprägten Südwestfalen. Noch weniger hätte ich es von einer Stadt erwartet, in der katholische Osterbräuche eine identitätsbildende Tradition haben. Die Ditib-Moschee in Attendorn wurde 2017 eröffnet, im selben Jahr wie die Moschee in Köln. Die Hansestadt ist mit der Zeit gegangen und hat ihrer 1986 in Attendorn gegründeten und derzeit mitgliederstärksten Migrantenorganisation eine Heimat geboten. Nur wenige Wochen nach Ostern hat der Ramadan, die muslimische Fastenzeit, angefangen. Es ist ein Monat, der das Leben auf den Kopf stellt, gegessen wird mit dem Mond, gefastet mit der Sonne.

Ein wenig Bedauern spüre ich schon vonseiten des Vereins in Attendorn, dass sie nicht, wie in vielen anderen Städten Deutschlands, wie in Berlin oder Dortmund beispielsweise, die Unterstützung bekommen haben, um den Gebetsruf in der Coronakrise als Zeichen des Zusammenhalts und der Solidarität erschallen zu lassen. In Attendorn bleibt es allein den Glocken überlassen, täglich mit ihrem Läuten, Hoffnung und Zuversicht in der Krise zu verbreiten.

Den Ruf des Muezzins kenne ich gut aus dem Libanon, denn auch dort lebt, wie in Südwestfalen,

ein Teil meiner Familie. Es ist ein schönes Gefühl, am frühen Morgen vom Gebet geweckt zu werden, wenn langsam über dem Gebirge die Sonne aufgeht, sich tastend vorstreckt, als wäre sie noch unentschieden, ob sie auch an diesem Tag leuchten soll. Doch mit dem Gesang steigt sie auf in den Himmel und mit ihr kommt die Wärme, schleicht sich langsam über die Hügel ins Tal, um sich mit dem Geruch von Jasmin, von Olivenzweigen und Zedern zu vermischen. Die ersten Sonnenstrahlen blitzen im Takt eines knackenden Lautsprechers über die grünen Hügel. Manchmal beginnt auch ein Hahn zu schreien und macht dem Muezzin Konkurrenz, aber meist gelingt es beiden auf eine gewisse Harmonie zu kommen und da das Morgengebet sehr früh ist, flüchtete ich mich beim Hören von Hahnenschrei und Gebetsruf oft wieder in einen ruhigen und angenehmen Schlaf. Der Gebetsruf des Muezzins hat für mich auch etwas Mystisches. So hat er mich bei unseren Reisen im Libanon immer in neue Träume entführt, bis dann am Morgen die Glocken durch die Straßen klangen und es Zeit war aufzustehen.

Glocken sind ursprünglich auch magische Bedeutungsträger. China gilt als das Ursprungsland der Glocke und auch dort wurde sie für rituelle Zwecke eingesetzt. Doch ist der Klang der Glocken mit der Erfindung und Verbreitung des modernen Zeitverständnisses immer mehr zu einer

rhythmischen Maßeinheit geworden, die unsere Vorfahren vom Feld in die Kirche rief, uns ankündigte, wann es Zeit war mittagzuessen oder ins Bett zu gehen. Das mystische und magische im Glockenklang ist längst der präzisen Zeitmessung und ihrem Verständnis einer absoluten Naturbeherrschung gewichen.

Der Vater meiner Kinder ist im Libanon zwischen Glockenschlag und Gebetsruf aufgewachsen und als ich ihm von meinen Gedanken zum Glockenschlag erzähle, behauptet er, für ihn wäre es mit dem Gesang des Muezzins nicht anders. Auch der Ruf vom Minarett bedeutet für ihn im Alltag einen Zeitmesser und keinen mystischen Klang höherer Sphären.

Er erzählt mir diese Geschichte aus seiner Kindheit, denn er ist in einem ganz anderen Libanon aufgewachsen, als wir ihn heute kennen. Als Papst Paul VI. 1965 den Libanon besuchte, war der Vater meiner Kinder ein Erstklässler und seine multikonfessionelle Heimat noch Hoffnungsträger für den Weltfrieden. Damals war er Schüler in Beirut.

In der Schule lernte er Französisch und kann sich noch gut an seinen Nachhilfelehrer erinnern, ein Mann aus der christlichen Nachbarschaft, der ihn mit dem Partizip und den unregelmäßigen Verben quälte. Lange Stunden musste er als Schüler sitzen, verzweifelt darauf wartend, dass der Unterricht ein Ende nehmen würde. Und dann war da dieser Moment, als er meinte, gar nicht mehr weiter zu können. Es nicht mehr auszuhalten, die Buchstaben verschwommen zu einer undurchsichtigen Masse, wie der Rauch der Pfeife des Lehrers neben ihm, der Kopf wurde ihm schwer. Im Libanon wird noch heute viel geraucht, auch in den Wohnungen, einige vermuten sogar, das Coronavirus hätte wegen der vielen Raucher in der Region nicht so hart zuschlagen können.

Aber zurück zu unserem Schüler und seinem Lehrer. Der Mann war etwas übergewichtig, schwitzte viel, der Junge fühlte sich in seiner Anwesenheit eigentlich nie wohl, was eben nicht nur an den französischen Verben lag. Es war etwa fünf Uhr am Nachmittag, dem Schüler kam es vor, als würde er nie aus dieser Hölle des Lernens entkommen. Sein Lehrer hielt den Finger auf die Seite gepresst, als fürchtete er, all die Formeln, Adjektive und Verben könnten plötzlich davonlaufen. Der Gebetsruf war für den Schüler eine schlichte Zeitansage, und die verriet ihm, dass er mindestens noch eine Stunde mit Lernen, Schweiß und Rauch aushalten müsste. Doch als der Klang des Muezzins erklang, hielt der Nachhilfelehrer plötzlich inne, nahm die Hand vom Buch, atmete durch, klopfte seine Pfeife aus und lauschte dem Gesang, und sagte dem Schüler, er höre diesen Gesang so gerne, es gebe ihm das Gefühl des Friedens. Der Mann war Christ, Schüler und Lehrer gehörten nicht derselben Religionsgemeinschaft an und nun saßen sie dort und lauschten, und während der Muezzin sang, schwiegen die Verben, die regelmäßigen und die unregelmäßigen, und auch die Partizipien kamen zur Ruhe.

Danach war alles viel leichter, die letzte Stunde verging wie im Flug, und die Glocken läuteten, und so war es nun am Schüler, mit dem Lehrer gemeinsam dem Klang der Glocken zu lauschen, und auch er sagte dann, wie schön und wie friedlich der Gebetsruf der anderen, fremden Religion klang.

Sie umarmen sich, sagt man im Libanon zu den unterschiedlichen Gebetsrufen, sie sprechen miteinander, Glocken und Gesang lösen sich ab, hören sich zu und lauschen einander, und solange sie miteinander reden, ist alles noch gut.

Jahre später war der Bürgerkrieg ausgebrochen, jeder zog sich in sein Viertel zurück, Muslime und Christen lebten in Beirut nicht mehr eng zu-



Südwestfalen, mon amour

sammen, alle versuchten, den Ruf zum Gebet des anderen zu übertönen, mit dem eigenen Lautsprecher oder Glockenschlag den Glauben des anderen zu ersticken.

Das ist das Schlimmste für mich, sagt der ehemalige Schüler, der heute mein Mann ist, wenn ich den Ruf des Muezzins höre, ihm aber nicht das Läuten der Glocken folgt, sondern nur diese Stille. Dann weiß ich, es gibt keinen Frieden und immer warte ich dann auf das Läuten der Glocken. Und wenn ihm etwas von seinem christlichen Lehrer geblieben ist, dann nicht nur, dass er heute perfekt Französisch spricht, sondern auch, dass ihm der Klang der Glocken und der Gesang des Muezzins in seinem Gedächtnis gleichwertig sind.

Er erzählt mir von der libanesischen Sängerin Fairuz und ihrem Mann Assy Rahbani, die in ihren Liedern oft die beiden Gebetsklänge miteinander erklingen ließen. Die Sängerin Fairuz ist Christin und steht für einen vereinten Libanon, der seit Langem unter Spannungen leidet, aber mit seinen achtzehn unterschiedlichen Religionsgemeinschaften auch als Vorbild eines friedlichen Zusammenlebens galt.

Es wird noch lange dauern, bis der Vater meiner Kinder wieder in den Libanon reisen kann, um seine Familie zu sehen. Die Region war schon vor Corona in einer großen Krise, der Syrienkrieg, die Flüchtlinge haben das Land in einen Abgrund gestoßen.

Aber es wird auch für viele Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland lange dauern, bis sie ihre Heimat und die dort lebenden Verwandten jenseits europäischer Grenzen wiedersehen können. Die Coronakrise hat die Welt in einen Winterschlaf versetzt und wir alle müssen warten, bis es weitergeht. So lange lauschen wir, hören den Klang des Wartens, auch wenn es nichts ist als die Stille, die uns umgibt.

Die muslimische Gemeinde der Hansestadt Attendorf hat gut dreißig Jahre auf ihre Moschee gewartet, eine lange Zeit für einen einzelnen Menschen, aber weniger lang für die menschliche Historie an sich. Kaum jemand weiß besser als die Südwestfalen, was Zeit und ihr Verlauf bedeutet. Es können gut vierzig Jahre vergehen, bis eine Eiche zum ersten Mal Früchte trägt. Und es braucht seine ganz eigene Zeit, bis eine Harmonie im Zusammenleben entsteht, damit schließlich und endlich die unterschiedlichen Stimmen harmonisch zusammen erklingen.

Im Sommer riechen Felder nach Stroh, nach trockener Erde und Gülle. Für Menschen aus der Stadt ist das bei einer Autofahrt manchmal unangenehm.

Mach das Fenster zu! ruft mein Beifahrer, der auch mein Mann ist, er ist aus Paris gekommen, um uns nach Hause zu holen. Er hat keine Zeit gehabt, sich an den Geruch auf dem Land zu gewöhnen. Dabei will ich es gerade jetzt auflassen, um genau diesen Geruch zu riechen, der eine ganz eigene Art von Sommer transportiert, meinen Sommer, so wie ich ihn schon immer kenne, voller kleiner grüner Frösche und Kaulquappen, die ich schon beobachte, seit sie schwarze Punkte waren im Laich. Irgendwann war der Sommer vorbei und auf der Kellerterasse fand ich dann meist noch einen kleinen, vertrockneten Frosch. Ich trug ihn hinaus, legte ihn in den Bach und versprach ihm, dass er im nächsten Frühjahr wiederkommen dürfte als kleiner schwarzer Punkt, und dann sollte er nur aufpassen, und nicht wieder den Weg hinunter in die Kellerterasse nehmen. Das weißt du ja jetzt, sagte ich und sah zu, wie der kleine, leblose Körper zwischen den Steinen hin- und hergetrieben wurde.

Das mit dem Fröschesammeln war vorbei, als ich auf eine Schule in der Stadt kam. Amphibien waren albern und der Geruch von Feldern nur Gestank, Gucci-Brillen waren wichtig und Levis-Jeans oder Schuhe von Converse. Ich kannte das alles nicht. Ich trug pinke Radlerhosen und neongelbe T-Shirts, hatte Fönfrisur. Noch heute erröte ich, wenn ich alte Fotoalben durchblättere. Ich war das Mädchen aus dem Hinterland. Warum auch hätte ich was anderes tragen sollen, bei uns zu Haus liefen alle so rum. Es gab keine Läden, in denen Levis, Gucci, Hilfiger verkauft wurde. Es gab auch kein Amazon. Anzüge gabe es von der Stange oder gleich vom Schneider, ein Sommerkleid von Esprit, das war das höchste der Gefühle. Die Leute im Dorf fuhren nach der Arbeit im Betrieb mit dem Traktor hinaus aufs Feld. Sie holten die Kühe rein oder scherten die Schafe. Daran kann ich mich so gut erinnern, an die Felder, ihren Geruch, die Frösche, überhaupt die Tiere. Ich habe auch nicht vergessen, wie in den ersten Wochen über mich gelacht wurde, wie eine Mitschülerin mir in den Hintern trat, mitten auf dem Schulhof und einfach nur so. Weil ich blöd war.

Ich war nicht blöd, ich war anders. Aber das wussten sie nicht und ich habe es bis heute nicht vergessen. Ich habe auch nicht die Jungs vergessen, die mir hinterherliefen, wie man so sagt, und über die ich so froh war, weil wenigstens die interessierten sich für mich. Dass ich nur gerade gut genug war, um mir mal an die Brust zu fassen, mit mir rumzuknutschen, ignorierte ich anfangs. Ich dachte, sie fänden mich hübsch, ich glaubte, sie würden mich mögen, wenn sie vorbeikamen, um mich auf ihren schicken Maschinen eine Runde durch die Stadt zu fahren. Alles war da in dieser Stadt. Kleiderläden und Schuhläden, nicht nur ein Kino, sondern viele, Discos und Cafés, mit Wänden, die nur aus Spiegeln waren, in denen man saß und *Café au lait* trank, keinen Milchkaffee, wie bei uns auf dem Dorf.

Und weil dieser *Café au lait* in der Großstadt so lecker war, dachte ich sehr lange, Frankreich wäre das beste Land, um Milchkaffee zu trinken. Ich glaubte, in Frankreich müsste der *Café au lait* genauso schmecken wie in der Großstadt, wo er cremig war, mit viel aufgeschäumter Milch. Aber das stimmt gar nicht, und wer in Frankreich einen *Café au lait* bestellt und denkt, er würde jetzt einen Milchkaffee bekommen, der wird bitter enttäuscht werden, so wie ich damals mit den Jungs. Die ließen mich nämlich schneller wieder fallen als das tote Fröschlein im Bach davonschwamm, wenn ich sagte, sie sollten mich unten rum nicht anfassen.

Heute weiß ich, das *Café au lait* kein Milchkaffee ist, denn wer einen deutschen Milchkaffee will, muss in Frankreich einen *Café Crème, bien blanc* bestellen. Aber die Jungs von damals, die wissen es wahr-



scheinlich immer noch nicht, wenn sie mit ihren schicken Schlitten durch die Straßen fahren, in denen sie Frauen herumkutschieren, denen sie nicht mehr nur an die Brüste fassen, sondern von denen sie sich auch Kinder gebären und großziehen lassen.

Was mich damals gerettet hat, war das dicke Buch über *Surrealisten*, das mir meine Mutter geschenkt hatte. Sie schenkte es mir anstelle der Calvin-Klein-Sonnenbrille, um die ich gebeten hatte. Eigentlich hatte ich mich hinter einer Sonnenbrille in den Pausen verstecken wollen, aber meine Mutter fand, ich sollte mich eben in dem Kunstbuch

verstecken, so hell sei die Sonne doch nicht in der Stadt bei den vielen Häusern. Das Surrealisten-Buch war sehr schwer, umfangreich sagen gebildete Menschen. Mit dem Buch fühlte ich mich geschützt. Ich konnte damit meinen Hintern gegen Tritte schützen, es den Jungs auf den Kopf hauen, wenn sie mir wieder an den Busen griffen, konnte darin lesen. Ich hatte viel Zeit, um in den Pausen auf dem Schulhof zu sitzen und darin zu lesen. So fiel es niemandem auf, dass ich für mich allein war. Es gab einen Grund, über mich zu lachen, denn wer liest, ist eben allein mit den Wörtern. Ich war nicht mehr blöd, sondern komisch. Es war sehr schön, komisch zu sein.

Besonders mochte ich die Geschichte von *Salvador Dali*, wie er mit Melonen in einen Baum klettert, den Frauen auf einem Feld in Spanien zusieht, seinen Körper gegen die Melonen presst, bis sie platzen, nur um sich vorzustellen, die Melonen seien die Brüste der Frauen. Ich mochte die Stelle, wegen der Felder, und auch wegen der Brüste, die aus der Ferne betrachtet wurden.

Jedenfalls hatte ich nun meine Ruhe, und damit konnte ich leben. Also las ich, und wenn ich ins Kino ging, dann nur um mir Literaturfilme anzusehen, so wie *Homo Faber*. Die Literatur und die Kunst wurden eine Zuflucht, ein wenig wie es auch Marcel Reich-Ranicki beschreibt, Worte waren Türen, die mich in fremde Welten zogen.

Ich lache nie über Menschen. Ich lache nicht, wenn mir Kleidung oder Verhalten fremd sind. Ich weiß nicht, aus welchem Kontext sie kommen, ich kenne nicht ihre Wirklichkeit, sie steht für sich, nur weil sie mir unbekannt ist, habe ich kein Recht, darüber zu urteilen. *Educate yourself*. Indem wir

Indem wir Grenzen ziehen, zwischen uns und den anderen, schieben wir die anderen nicht nur fort von uns, sondern werfen sie auch zurück auf das, was sie haben oder sind, wir zwingen sie, sich an dem festzuhalten, was ihnen bleibt, und wenn es nur ein Frosch ist.

Grenzen ziehen, zwischen uns und den anderen, schieben wir die anderen nicht nur fort von uns, sondern werfen sie auch zurück auf das, was sie haben oder sind, wir zwingen sie, sich an dem festzuhalten, was ihnen bleibt, und wenn es nur ein Frosch ist.

Heute weiß ich, dass ich nicht gebildet bin, nur weil ich mir einen *Café au lait*, statt einem Milchkaffee bestelle, ich muss den Kontext kennen. Und die abschätzigen Blicke der anderen erreichen mich nicht mehr, ich habe Worte, die mich schützen, und selbst wenn sie mal austrocknen, meine Worte, dann muss ich sie nur aufheben, wie den kleinen Frosch auf der Treppe, seinen leblosen Körper zum Wasser tragen, hineinlegen und ihm zusehen, wie er zwischen den großen Kieselsteinen noch einmal aufsprudelt. Ich rufe ihm hinterher: Bald sehen wir uns wieder!

Au revoir, Südwestfalen!



Corona brachte weltweit das kulturelle Leben zum Erliegen. Auch stadt.land.text NRW musste zunächst auf alle geplanten Publikums-Veranstaltungen verzichten und die Flucht ins Digitale antreten. Nachdem jedoch im Mai die harten Pandemie-Vorkehrungen etwas gelockert werden konnten, packten die Regionen die Gelegenheit vorsichtig beim Schopfe und organisierten kleinere Alternativformate.

GEISTERDÖRFER UND SEHNSUCHTSORTE

An einem wunderbaren Sommertag schwang sich im Grenzgebiet zwischen der Region Aachen, dem Niederrhein und der Rheinschiene ein Teil der Stipendiat*innen und stt-Büros aufs E-Bike. Der Naturführer und Waldpädagoge Michael Zobel sollte mit ihnen die Geisterdörfer rund um den Hambacher Wald erkunden. Vom Bahnhof Kerpen-Buir ging's zum Aussichtspunkt Haus am See, um das größte Braunkohlentagebau-Loch Europas ins Visier zu nehmen. Bei einem Zwischenstopp in dem kleinen Dorf Morschenich, wo selbst bereits die Geister Reißaus genommen zu haben scheinen, sprach man mit Georg Gelhausen, Bürgermeister der Gemeinde Merzenich, über dessen ambitionierte Pläne für die Region. Und im Hambacher Wald gaben ein paar der dort lebenden Waldschützer kleine Einblicke in ihren geheimen Alltag. Ein eindrucksvoller Tag, der auch literarisch verarbeitet werden wollte.



LITERATURLAND NRW

Lesungen, Präsentationen, Performances ...

16. Juni – Weltkunstzimmer Düsseldorf

Larissa Schleher präsentiert Menschen im All-Tag.
Es moderiert Maren Jungclaus, Literaturbüro NRW.

21. Juni – Gemüsebeet vor dem Schloss Senden

Charlotte Krafft liest – in Kooperation mit dem Projekt „PRESERVED // Altland – Neuland“ des Künstlerduos Scheibe & Güntzel.

26. Juni – Schloss Ringenberg

Carla Kaspari gibt Einblicke in die niederrheinische Harmonie.

26. Juni – Leselust-Festival Aachen

Pascal Boveé stellt seine „Literarische Landkarte“ vor.

10. Juli – Garten des Neanderthal Museums

Tilman Strasser bilanziert seine Residenzzeit im Gespräch mit Yannic Federer.

15. Juli – Bahnhofsviertel zwischen Hagen und Lennestadt

Barbara Peveling und Brandstifter auf performativer Wanderung entlang der Ruhr-Sieg-Strecke. Werkstattgespräch am Folgetag im historischen Kreishaus Altena.

25. Juli – Drolshagen-Kalberschnacke am Listersee

Literatur-Picknick mit Barbara Peveling

1. Oktober – Galerie im Depot Dortmund

Brandstifter präsentiert seine Asphaltbibliothek Ruhrgebiet



2020

Virtueller Tisch

Ein stadt.land.text-Chat zwischen
Juror*innen und Stipendiat*innen

am 25. Juni 2020

Willkommen zum virtuellen Tischgespräch! Juror*innen fragen, Stipendiat*innen antworten. Ein Blick in die vervirten Schreibwerkstätten, Bilanz, Ausblick, Gossip – mit klarem Ende: Sobald das Wort Krisenkram fällt, ist der Spaß vorbei. So die einzige Regel. Ansonsten ist alles erlaubt. Erst recht Trauer über verlorene Koffer, Nachdenken über die Bubbeligkeit von Bubbles und die Kür der Zecke zum Tier des Jahrgangs.

Kennt ihr euch alle schon? Also in echt, nicht in Zoom?

Larissa:

Nur teilweise

Annika:

Habe heute gelesen, dass virtuelles Pre-Dating das neue Auf-einen-Wein-treffen ist, glaube da aber nicht so richtig dran.

Til:

Hallo! Bitte entschuldigt die Verspätung :-/
Neandertaler Internet ist manchmal einfach ...
Neandertaler Internet.

Gutes Stichwort! In Corona-Zeiten leben wir ja digitaler denn je. Welche Bedeutung hat für euch während der Pandemie das gute alte Schreiben auf Papier?

Pascal:

Über Papier habe ich gerade eben noch an einem Text geschrieben. Über einen Besuch im Papiermuseum, um genau zu sein. Und über das Falten von Hüten. Ist aber leider noch nicht fertig geworden. Ich schreibe jedenfalls meistens zuerst auf Papier.

Barbara:

Hallo, bitte entschuldigt auch meine Verspätung, musste mich noch um Englischhausaufgaben von den Kids kümmern, und vorher große Aufregung, weil einer Bindehautentzündung hat.

Carla:

Hab, wie Pascal auch, seit langer Zeit wieder Briefe handschriftlich geschrieben. Weil es so ruhig war, und Stillstand, und man in dieses Caspar-David-Friedrich-Feel reingekommen ist; Pathos hat sich ok angefühlt in Krisen-Hochzeiten.

Larissa:

Mit der Schreibmaschine tippe ich ja sowieso immer „echt“, aber auch so schreibe ich viel auf Papier, nicht nur während Corona ... Tatsächlich wird die Zeit immer digitaler gefüllt aktuell. Davon würde ich gerne wieder etwas weg. Hervorragend eignet sich dazu der Unterbacher See, ein kühles Getränk und eine Picknickdecke!

*„Dieses
Caspar-
David-
Friedrich-
Feel“*

Annika:

Baden gehen ist IMMER GUT ...

Und sonst: Jeder Tag ohne Computer war ein guter Tag. Kann nur manchmal meine Handschrift nicht mehr lesen ...

Larissa:

Das mit der Handschrift geht mir immer so, Annika. Das Blöde dabei: Ich liebe Schreiben und hasse Abtippen. Möchte jemand hunderte Seiten Gekrakel auf Papier für mich entziffern und in einen Laptop hämmern?

Til:

Ich hätte gedacht, dass in so einer Krise das Schreiben auf Papier wieder wichtiger wird – Verlangsamung, Rückbesinnung etc. Aber zumindest bei mir war das Gegenteil der Fall, ich wollte nurmehr am Rechner schreiben und danach, davor, auch während des Schreibens die Tastatur auch wieder zur direkten Kommunikation mit anderen nutzen. Als wäre es riskant, das Instrument der Vernetzung aus der Hand zu geben.

Mich würde interessieren, inwieweit die Pandemie überhaupt Einfluss auf euer Schreiben und eure Projekte vor Ort hatte.

Carla:

Am Anfang, zu Peak-Lockdown-Zeiten, hat es mein Schreiben sehr bestimmt, es wurde fast ein bisschen Corona-Tagebuch. Mittlerweile denke ich weniger dran, tageweise gar nicht & auch die Texte sind dementsprechend weniger pandemiellastig.

Annika:

Mir geht es ähnlich wie Carla. Wobei sich tatsächlich alle "Figuren", die bei mir jetzt so auftauchen, immer in einer merkwürdigen isolierten Position befinden. Also doch wieder!

Til:

Interviewtermine wurden verschoben, fielen aus, ließen sich nie anbahnen. Aber vor allem schwierig: Aus den dann doch stattfindenden Gesprächen den Schwerpunkt Pandemie herauszukürzen. Denn so unterschiedlich die Gesprächspartner*innen waren – über COVID-19 haben alle dasselbe zu sagen.

Pascal:

Ich glaube, ich bin eigentlich durch Corona zu Haiku (zurück)gekommen. Wegen der Einsamkeit. Und dazu, Briefe zu verschicken.

Larissa:

Auf mein Schreibmaschinen-Interview-Projekt hatte es auf jeden Fall Einfluss – erstens haben die Menschen, die ich interviewt habe, nun nicht mehr über ihren einen Alltag gesprochen, sondern jedes Mal gefragt „Welcher Alltag denn? Der vor oder nach Corona?“ Ich hab dann gesagt: Beides. Und zweitens hatte ich das „Vergnügen“ von Skype-Interviews. P.S.: Da versteht man den anderen dann kaum noch, wenn die Schreibmaschine gleichzeitig tippt ;)

Annika:

Habe vor ein paar Tagen den 2ten Kalender des Jahres verbrannt, weil es sich irgendwie nicht mehr lohnt, Pläne zu machen ...

„Durch Corona zu Haiku (zurück)gekommen“

Larissa:

Drücke die Daumen! Ganz ok ist ganz ok ... und wenn nicht, ist es noch nicht das Ende. Haha. Frei nach Til (Schweiger, nicht Strasser).

Til:

Wichtigste Differenzierung ever.

Annika:

Oje. Und ich verfolge gerade live, wie mein geortetes Telefon durch Hamm unterwegs ist. Es lag auch schon mal im Fundbüro Soest und in Unna, diesmal weiß ich nicht, ob es wiederkommt ...

Charlotte:

Annika, oh no! Wie ist das passiert? Auch liegen gelassen? Immerhin kannst du es verfolgen.

Charlotte:

Ich hab meinen Kalender zwar nicht verbrannt, dafür aber verloren und auch nicht vermisst. Mein Notizbuch habe ich auch verloren. Tatsächlich habe ich alles verloren – meinen gesamten Koffer.

Aber ich schreibe eh eigentlich nur auf Handy und PC. Papier-Schreiben hatte also kaum eine Bedeutung, außer vielleicht die, dass ich es gerne zwischendurch getan hätte, im Liegestuhl zum Beispiel, es aber nicht möglich war, weil ich ja, wie gesagt, meinen Koffer verloren habe ...

Larissa:

Wie hast du das alles verloren?

Charlotte:

Im Zug vergessen beim Umsteigen, weil ich abgelenkt war von wütenden Dialogen, die ich mit mir selbst geführt habe – wütend, weil ich zu diesem Zeitpunkt eine kleine Auseinandersetzung hatte, mit dem Vorstand von einem Schloss-Verein.

Larissa:

Oha! Schloss-Verein! Wie, wo, was, oder ist das geheim?

Und, Charlotte, niemand hat ihn dir wiedergebracht?

Charlotte:

Nein, er ist immer noch weg :(Ich verliere langsam die Hoffnung. Und die Schloss-Sache ist ein bisschen kompliziert. Entscheidend ist: Es ist alles ganz ok ausgegangen.

„Wie kommt man an so was ohne Menschen?“

Die Augen immer auf dem Bildschirm. Habt ihr auch Erfahrungen mit digitalen Veranstaltungen gemacht?

Yannic:

Ich hatte einige Online-Lesungen. Es ist gut, dass es sie gibt. Aber jedes Mal, wenn es vorbei ist, merkt man, dass etwas gefehlt hat, und am Ende vielleicht das, weswegen man Veranstaltungen überhaupt macht ...

Til:

Es ist natürlich hochgradig seltsam, leidenschaftlich eine Webcam anzulesen. Auch eine interessante Erfahrung, weil man automatisch das Publikum dahinter ergänzt — und wenn man sich zu sehr in die Vorstellung begibt, lauscht man intensiv nach möglichen Reaktionen (die natürlich nie ankommen).

Zurück zur analogen Welt. Wer von euch wird nach Projektende noch einmal in „seine/ihre“ Kulturregion zurückkehren? Und warum?

Yannic:

Hier! Weil's schön dort ist. :)

Til:

Ich bleibe gleich ganz im Neandertal. Ist super! (vom Internet abgesehen)

Carla:

Auf jeden Fall. Fahrradfahren hier im Niederrhein ist mega, es gibt schöne Natur & spätes-tens im Winter werde ich den Sommer hier so nostalgisch verklärt haben, dass ich unbedingt zurück will.

Brandstifter:

Ich hab einige Projekte angefangen in Dortmund, die ich nächstes Jahr von meinem Stipendium in Monheim fortsetzen will.

Barbara:

Ich habe meinen Aufenthalt um einen Monat verlängert und im Herbst sind noch Veranstaltungen geplant, da komme ich zurück.

Larissa:

Ich komme auch zurück! :) Habe dem Dramaturgen des Tanzstücks, welches hier im Weltkunstzimmer aufgeführt wird, meinen Schirm ausgeliehen und er hat ihn gebraucht, um trocken nach Bremen zu kommen und dort vergessen und er bringt ihn nächste Woche wieder nach Düsseldorf und ich will doch meinen Schirm wieder.

Charlotte:

Vielleicht. Ich war für ein paar Tage in einem „Kultur-Kotten“ untergebracht. Das war ziemlich genial. Keine Menschenseele weit und breit. Ich konnte so laut Hörbuch hören, dass die Wände gewackelt haben, aber die haben eh gewackelt. Da will ich noch mal hin.

Larissa:

Charlotte, da will ich auch hin. Wie kommt man an so was ohne Menschen?

Charlotte:

Ich kann dir den Kontakt per Mail zukommen lassen ^^

Annika:

Kulturkotten, was ist das?

Charlotte:

Es bedeutet eigentlich nur, dass der Kotten zu 80 % privat genutzt wird und zu 20 % an Kulturschaffende vermietet wird. Ich glaube, bei der Benennung war die Alliterationslust entscheidend.

Annika:

Ach so, das ist der GENAUE Name von dem Ort? Ich dachte, das ist sowas wie Literaturbüro und ich kenne den Fachbegriff nicht. Ich glaube, im Hellweg gibt es keine Künstlerbubble. Ein bisschen vermisse ich die Künstlerbubble.

Doch, die gibt es. Ich sitze gerade drin.

Annika:

Ist es bubbelig da?

Bubbeler geht es nicht ... Hat sonst jemand von Euch die frühere Meinung über die gewählte Region grundsätzlich revidieren müssen?

Barbara:

Ja, ich habe meine Meinung sehr revidiert und jetzt einen ganz neuen Blick auf die Region. Ich dachte, hier sind nur Bauern unterwegs, aber eigentlich sind es Industrielle, Global Players, die dann nach Feierabend mit dem Traktor in die Kneipe brausen.

Til:

Ich dachte vorher vom Bergischen Land, dass es quasi ununterbrochen regnen würde. Das denkt das Bergische Land auch von sich selbst und hat deswegen Schiefer an jeder relevanten Hauswand. Womöglich ist der Klimawandel aber schon weiter — es regnet so gut wie nie.

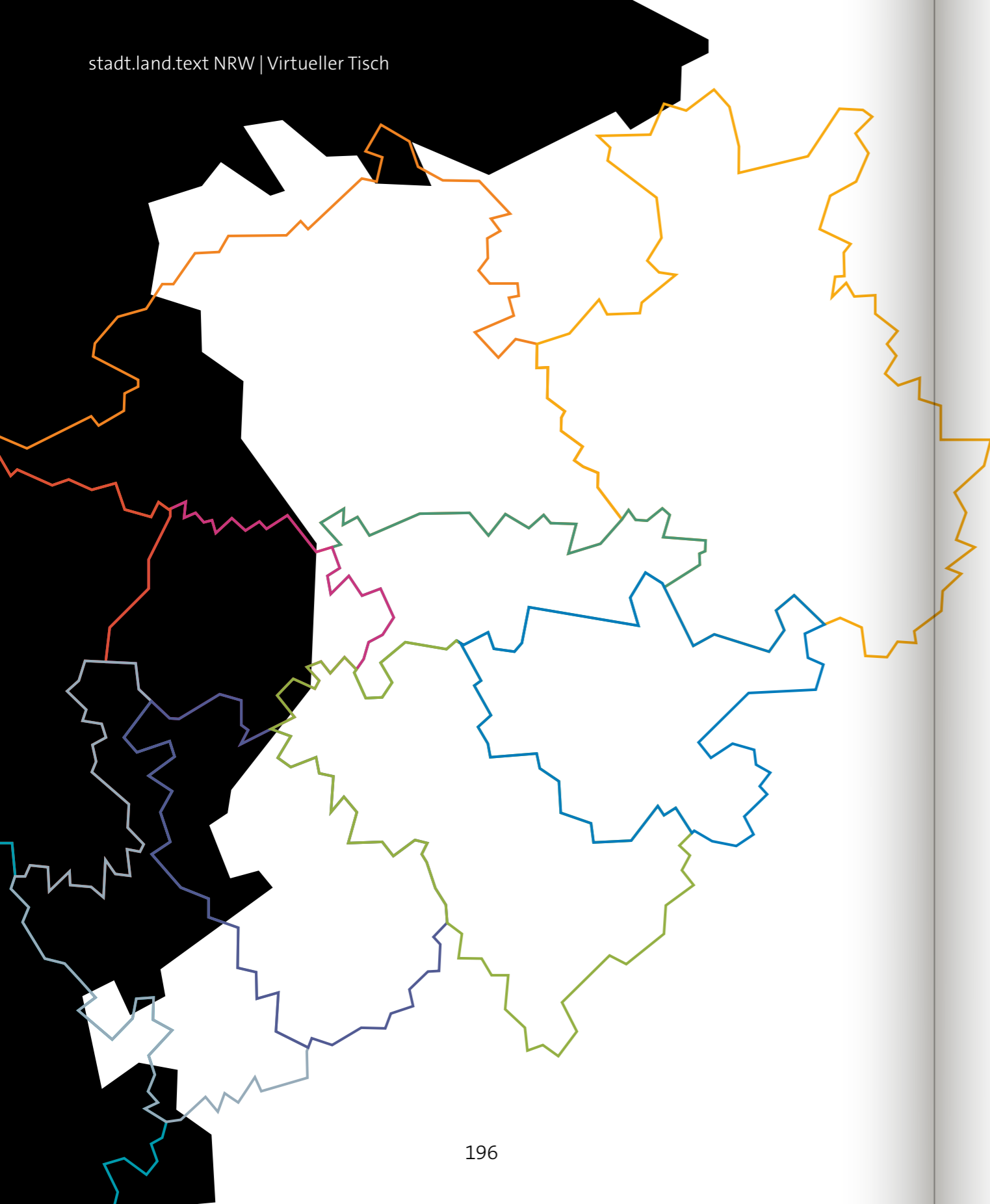
Carla:

Kannte den Niederrhein überhaupt nicht. Ein paar Leute meinten, dass es hier allgemein schroff zugehe, das kann ich aber nicht bestätigen. Die Leute sind ein bisschen weniger gehetzt als in der Stadt und ansonsten gleich freundlich und unfreundlich.

Barbara:

Ich habe jetzt eine ganz neue Beziehung zu Zecken. Gibt es bei euch auch so viele?

„Ich habe jetzt eine ganz neue Beziehung zu Zecken.“



Larissa:

Hatte erst vor einer Stunde eine auf meinem Fuß und bin dann ganz panisch heimgeradelt, um all ihre Freunde wegzuduschen.

Charlotte:

Ich hatte meine dritte und vierte im Leben! Und hab sie mit einem Messer entfernt.

Annika:

Zeckensommer! Wenn es im April nicht regnet, dann überleben die alle ...

Til:

Aber das ist doch auch ein spannender Komplex: Schädlinge und überhaupt Tiere des Stipendiums (ich habe hier zum Beispiel Schlangen gefunden. Schlangen in Hoch-dahl!).

Barbara:

Ich archiviere meine Zecken ... Wir könnten das ja alle machen und dann eine Ausstellung organisieren, mit Beschriftung der entsprechenden Körperteile ;p

Charlotte:

Sehr gute Idee. Aber ich hab meine jetzt leider schon entsorgt.

Dann klammern wir uns doch zeckenhaft nochmal an den Ausgangspunkt des Gesprächs. Wie digital wollt ihr nach Corona (d.h. in der Zukunft) sein/bleiben?

Annika:

GAR NICHT! Nein, ernsthaft. Wirklich nicht.

Brandstifter:

So wenig wie möglich.

Pascal:

Ja, stimme Brandstifter zu.

Brandstifter:

Ein Freund, Künstler und Kurator hat Internet und E-Mail komplett abgeschafft.

Also: Digital ist Mist, Tocotronic hatten unrecht?

Barbara:

Eigentlich halb/halb, Helga Schubert hätte analog auch nicht beim Bachmannpreis teilnehmen können, das war doch toll!

Larissa:

Ich mags live auch mehr ... von dieser schrecklichen Technik krieg ich Ohrensummen ...

Til:

Oh, ich finde viele Digitalinitiativen, die jetzt zwangsweise gestartet sind, gut. Also klar: NICHT gut, wenn sie zum Beispiel für Autor*innen nicht mit Entlohnung einhergehen, es gibt sicher auch noch andere Problemfelder. Aber ich habe durchaus auch das Gefühl, dass so ein erquickliches Quasseln in schriftlicher Form wie das hier ohne Pandemie nicht zustande käme und ja nun trotzdem ... erquicklich ist.

Carla:

Zoom-Meetings und Instagram-Livestreams könnten die nächsten Jahre erstmal wegbleiben. Digitale Textproduktion war schon immer, ist und bleibt ein Thema für mich, unverändert.

Annika:

Ich war voriges Wochenende auf einem Konzert. So in live. Zwei Jungs haben Gitarre gespielt. Das war das erste Konzert, auf dem ich seit Monaten war, die erste Viertelstunde haben alle 40 Zuschauer mehr oder weniger geheult. Menschen brauchen echte Räume mit anderen Menschen. Alles andere ist irgendwie Quatsch.

Barbara:

Ich fände mehr digitale Stipendien oder statt Residenzpflicht nur Präsenzpflicht eigentlich sehr gut, viele Frauen würde es in der Autorinnenkarriere nicht mehr so ausbremsen, wie das jetzt bei Mutterschaft der Fall ist und für manche Männer ...

Larissa:

Ausschließlich digital finde ich in den meisten Fällen blöd, man sieht und erlebt den Ort einfach nur richtig, wenn man dort ist. Aber eine Mischung fände ich gut. Nicht alle können Kinder, Mann, Job etc. innerhalb von kurzer Zeit urlauben/stilllegen/ihrwisstschon.

Und manche Dinge lassen sich andererseits auch nicht digital erledigen. Deshalb muss ich jetzt Feierabend machen: Der Hund muss raus. Geht ja morgen auch noch weiter, der ganze Krisenkram.

DIE FRAGEN STELLTEN:

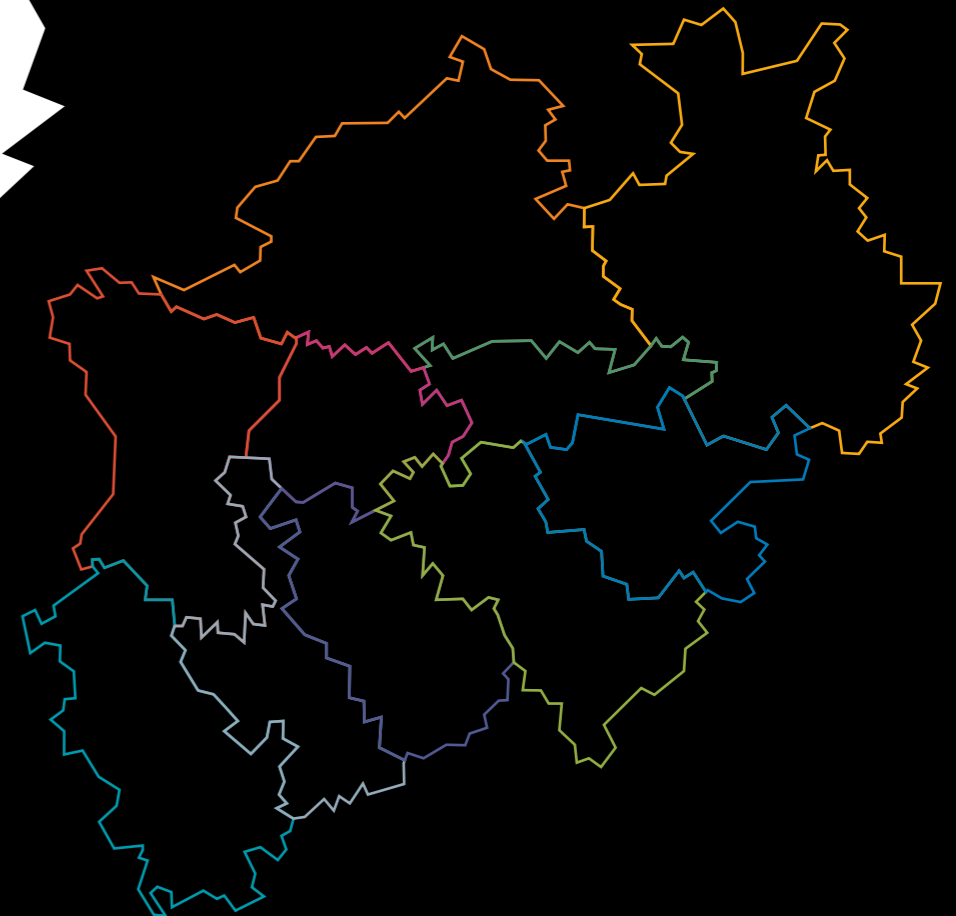
Heiner Remmert – Leiter des Westfälischen Literaturbüros

Iris Hennig – ehem. künstlerische Leiterin und Geschäftsführerin des Literaturbüros OWL

Nina Mühlmann – Künstlerin

Dr. Bozena Badura – Vorsitzende der Moerser Gesellschaft zur Förderung des literarischen Lebens

„Die erste Viertelstunde haben alle 40 Zuschauer mehr oder weniger geheult“



Projektleitung und -koordination

Kulturregion Niederrhein

Kulturraum Niederrhein e. V.: Marc Franz,
Dr. Ingrid Misterek-Plagge, Geschäftsführung

Projekt-AG

Marc Franz, Susanne Ladwein, Dr. Ingrid
Misterek-Plagge, Cornelia Reuber, Andre Sebastian,
Simone Schiffer, Meike Utke

Projektpartnerschaft

Kulturregion Aachen

Susanne Ladwein, Kulturbüro Region Aachen – Zweckverband
www.regionaachen.de

Kulturregion Bergisches Land

Meike Utke, Koordinationsbüro Regionale
Kulturpolitik Bergisches Land, Kreis Mettmann
www.kultur-bergischesland.de

Kulturregion Hellweg

Bernd Kühler, c/o Kulturbüro der Stadt Hamm
www.hellwegregion.de

Kulturregion Münsterland

Andre Sebastian, Simone Schiffer, Münsterland
e. V. – Kulturbüro
www.muensterland.com

Kulturregion Ostwestfalen-Lippe

Jana Duda, Katharina Ellerbrock,
OstWestfalenLippe GmbH / OWL Kulturbüro
www.ostwestfalen-lippe.de

Kulturregion Rheinschiene

Maren Jungclaus, Michael Serrer, Literaturbüro NRW
www.literaturbuero-nrw.de

Kulturregion Ruhrgebiet

Claudia Schenk, Depot e. V. Dortmund
www.depotdortmund.de

Kulturregion Sauerland

Wolfgang Meier, Cornelia Reuber,
Kulturbüro Sauerland
www.kulturregion-sauerland.de

Kulturregion Südwestfalen

Susanne Thomas, Servicebüro, c/o FD Kultur und
Tourismus Märkischer Kreis
www.kulturregion-swf.de

Jury

Dr. Julia Abel, Dozentin für Literatur und Sprache
an der Akademie der Kulturellen Bildung des Bundes
und des Landes NRW

Dr. Bozena Badura, Vorsitzende der Moerser
Gesellschaft des literarischen Lebens

Prof. Dr. Moritz Baßler, Lehrstuhl für Germanistik
an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster;
Dekan der Philosophischen Fakultät; Vorsitzender der
Literaturkommission für Westfalen

Jan Drees, Redakteur Deutschlandfunk, Autor

Hans-Jürgen Friedrichs, Kreisheimatpfleger,
Sauerländer Heimatbund

Prof. Dr. Walter Gödden, Honorarprofessor am
Institut für Germanistik und Vergleichende
Literaturwissenschaft der Universität Paderborn;
wissenschaftlicher Leiter des Museums für
westfälische Literatur Haus Nottbeck;
Geschäftsführer der Literaturkommission für Westfalen

Ralph Güth, Lehrer an der 11. Gesamtschule
Köln-Mülheim

Iris Hennig, eh. künstlerische Leiterin und
Geschäftsführerin des Literaturbüros OWL,
Detmold

Detlef Krüger, Leiter FD 40: Kultur und Tourismus,
Märkischer Kreis

Dr. Christoph Leuchter, Schriftsteller; Leiter des
Schreibzentrums der RWTH Aachen University

Nina Mühlmann, Künstlerin

Katrin Pinetzki, Autorin; Pressereferentin der
Stadt Dortmund

Heiner Remmert, Leiter des Westfälischen Literaturbüros

Dr. Susanne Schulte, Leiterin der GWK – Gesellschaft
zur Förderung der Westfälischen Kulturarbeit e. V.

Jürgen Uhl, Stv. Pressesprecher der Pressestelle
Hochsauerlandkreis

Dr. Oliver Vogt, Geschäftsführer EuregioKultur e. V.

Patrick Zöller, Stv. Amtsleiter Kultur!Büro, Kreis
Siegen-Wittgenstein; Koordinator des Europäischen
Literaturfestivals Siegen

Herausgeber

Kulturraum Niederrhein e. V.
(stellvertretend für die zehn Kulturregionen in NRW)
Glockengasse 5 | 47608 Geldern
+49 (0)2831-9904650
info@kulturraum-niederrhein.de
www.kulturraum-niederrhein.de

Redaktion, Lektorat

Marc Franz, Ingrid Misterek-Plagge & Autor*innen
Tilman Strasser (Virtuelles Tischgespräch)

Gestaltung

nur.design.text

Druck

Völcker Druck GmbH

Bildnachweise

© Portraits Autor*innen: Autor*innen; S. 25 Marco Piecuch;
S. 43 Michael Glowski; S. 61 William Minke; S. 79 Stefani Glauber;
S. 97 Max Grönert; S. 115 Maike Wellmann; S. 133 Odeta Catana;
S. 169 Lou Peveling
© Bilder Kapitel: Autor*innen; S. 118–119 Hartmut Bühler; S. 132–
149 BRANDstiftung; S. 150–167 Semih Korhan Güner; S. 170/171
Susanne Thomas; S. 174 Klaus Kleine; S. 182 Kazim Erz; S. 184 Dirk
Vogel; S. 186 Marc Franz; S. 187 Ralf Emmerich

1. Auflage: 3.000 Exemplare

Copyright

Kulturraum Niederrhein e. V. und Autor*innen:
Justine Bauer, Pascal Bovée, Stefan Brand (Brandstif-
ter), Yannik Han Biao Federer, Carla Kaspari, Char-
lotte Krafft, Larissa Schleher, Annika Stadler, Tilman
Strasser, Dr. Barbara Peveling

ISBN: 978-3-9820935-1-2



www.stadt-land-text.de

stadt.land.text NRW ist ein Gemeinschaftsprojekt der
zehn Kulturregionen Nordrhein-Westfalens im Rahmen
der Regionalen Kulturpolitik NRW.

www.regionalekulturpolitiknrw.de

VERNETZEN. KOORDINIEREN. FÖRDERN.
regionalekulturpolitik^{nrw}

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



